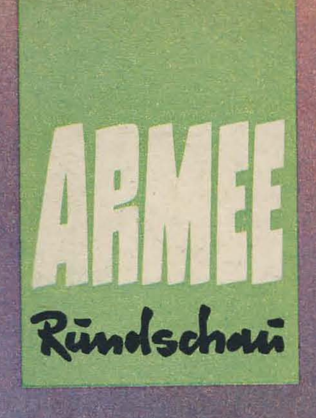


Magazin des Soldaten

HEFT 3 • MÄRZ 1968 • PREIS 1 MARK



Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Kleider machen Leute — so hört man auch heutzutage noch manchmal sagen. Ganz zu unrecht, wie mir scheint.
Da enterten zu Beginn einer Übung zwei Reporter des Soldatenmagazins ein Landungsschiff. Solch ein Marinefahrzeug ist recht imposant, jedoch — seiner Zweckbestimmung entsprechend — zugunsten des Laderaumes sehr platzsparend konstruiert. Zudem gibt es überall Teile, die kräftig gefettet oder geölt werden müssen.
Als nun die Gäste den ersten Schmierfleck auf ihren steingrauen Uniformen registrierten, blickten sie ein wenig neidisch auf die dunkelblauen Arbeitsanzüge der Fahrensleute und baten, ihnen doch solch ein „Bordpäckchen" zu leihen. Dem einen konnte sofort geholfen werden. Dem anderen sagte der Kommandant bedauernd: „In Ihrer Statur habe ich an Bord leider keinen Offizier, der Ihnen aushelfen könnte."
Aber das mußte doch nicht unbedingt ein Offizier sein! So marschierte denn wenig später ein „neuer" Matrose über das Deck, zünftig gekleidet und von der grienenden Besatzung wohlwollend bemuttert. Nur die Brille verriet ihn nach außen hin als Landei (Brillenträger fahren normalerweise nicht zur See); doch das wußten offensichtlich die mot. Schützen und Panzersoldaten nicht, die mit ihrer Technik im Laderaum saßen, und zu denen er mit seinem Reporternotizbuch hinunterstieg. Denn zum Notieren kam er vorerst nicht. Kaum tauchte er zwischen den Fahrzeugen auf, klopfte ihm schon einer der Soldaten auf die Schulter und meinte: „Kumpel, habt ihr nicht ein bißchen Putzwolle an Bord? Euer Fett klebt ja wie Kitt."
„Sicher — ganz bestimmt!" stotterte der „Matrose" und entwetzte zum Obermaschinisten, der ihm glücklicherweise aus der Not half. Kaum war er jedoch mit der Putzwolle zurück, überfiel man ihn mit tausend Fragen nach all den Dingen, die ein echter Seemann nun einmal wissen muß. Da strich er die Segel, erklärte bedauernd: „Keine Zeit, Genossen, ich muß sofort zum Kommandanten" — und verschwand.
An Deck erholte er sich ein wenig. Dabei entging ihm völlig, daß beim Passieren des Führungsschiffes „Seite" gepfiffen wurde und alles an Deck stramme Haltung annahm. Erst als danach vom Führungsschiff ein Winkspruch abgesetzt wurde, erregte das wieder seine Aufmerksamkeit, und er ging auf die Brücke, um zu fragen, was es gäbe.
Sich das Lachen verkneifend, „übersetzte" der Kommandant:
„FCH an K (Flottillenchef an Kommandant) — wer ist denn dieser Matrose mit Brille?"
Kleider allein machen eben doch keine Leute!

Hauptmann Berchert



POSTSACK

Kalenderjahr entscheidend

Einige Kollegen auf der Arbeitsstelle sind der Meinung, daß ich nicht mehr zum Grundwehrdienst komme, da ich bei der nächsten Einberufung im Frühjahr 1968 bereits 26 Jahre alt bin. Ich denke aber, daß jeder Bürger bis zum Ende des Jahres, in dem er dieses Alter erreicht, eingezogen werden kann. Manfred Krafft, Berlin

Sie haben recht. Gemusterte Wehrpflichtige können bis zum 31. Dezember des Jahres, in dem sie das 26. Lebensjahr vollenden, zum Grundwehrdienst einberufen werden.

Lohnendes Ziel

Das Berufsziel meines Sohnes ist Ingenieur im Schiffsmaschinenbau. Kann er nach seinem Lehrabschluß als Stahlschiffbauer mit Abitur bei der Volksmarine ein Studium mit der gleichzeitigen Verpflichtung zur Offizierslaufbahn aufnehmen?

Gerhard Radtke, Güstrow

Das ist möglich. In einem vierjährigen Studium auf der Offiziersschule der Volksmarine kann er zum Schiffsmaschinenoffizier (Ingenieur für Schiffsmaschinenanlagen) ausgebildet werden.

Ubungspartner AR

Die AR ist mein Freund in der freien Zeit und mein Helfer beim Üben in der deutschen Sprache. Jozef Nodzak, Halle

Suchen Kontakt

Wir, die Besatzung eines Volksmarine-Bootes, welches den Namen „Rudolf Egelhofer" trägt, sind bestrebt, so viel wie möglich über den Kampf dieses roten Matrosen zu erfahren. Wo gibt es Brigaden und andere Kollektive, die den gleichen Namen tragen? Sie möchten sich bitte bei der AR melden.

FDJ-Leitung des Bootes

Herzlos

Mein Mann ist Wehrpflichtiger seit Mai 1967. Zuvor war er als Kraftfahrer beim VEAB Flöha beschäftigt. Er wurde einige Male ausgezeichnet und ist sogar Aktivist geworden. Man sah in ihm einen der besten Kraftfahrer. Er war stets bereit, falls er gebraucht wurde. Man wußte also immer, wo mein Mann zu finden war. Nur heute weiß der Betrieb das anscheinend nicht mehr. Außer zwei Briefen, in denen nach Getreidesäcken geforscht wurde, hat mein Mann nichts wieder vom Betrieb gehört. Auch die Verabschiedung damals geschah ohne Dank, ohne Worte der Anerkennung. Mein Mann ist sehr verärgert.

Brigitte Winkler, Flöha

Auch wir finden, daß der VEAB Flöha hier herzlos gehandelt hat. Abgesehen von der moralischen Pflicht, bestehen auch gesetzliche Festlegungen, nach denen die Betriebe mit ihren Kollegen, die aktiven Wehrdienst leisten, sowie mit deren Familienangehörigen eine ständige enge Verbindung zu halten haben.





Mehr bringen wir nicht unter

Übrigens – die Angaben auf den Typenblättern könnten manchmal etwas ausführlicher sein. V. Glätzner, Görlitz

Wir veröffentlichen die wichtigsten taktisch-technischen Daten. Umfangreichere Darstellungen sind aus Platzgründen leider nicht möglich.

So einfach geht das nicht

Ich habe mich verpflichtet, zehn Jahre als Berufssoldat in den Reihen der NVA zu dienen. Durch familiäre Veränderungen habe ich jetzt den Wunsch, eine Dienststellung bei einer VP-Bereitschaft zu erhalten. Kann ich überhaupt zu den VP-Bereitschaften versetzt werden oder auch als Berufssoldat eine Tätigkeit im Ministerium für Staatssicherheit erhalten?

Unteroffizier Mehlhorn, Spechtberg

Eine Versetzung aus der NVA ist nicht möglich. Ein neues Dienstverhältnis bei anderen bewaffneten Kräften kann erst nach der Entlassung aus der Armee aufgenommen werden. Vorzeitige Entlassungen werden aber nur bei außergewöhnlich schwierigen Verhältnissen in Ausnahmefällen vorgenommen.

„Gegen"-Admiral

Woher stammt der Dienstgrad „Konteradmiral"?

Matrose Zühnke, Stralsund

Die Linientaktik der früheren Segelschiffsflotten brachte die Verwendung mehrerer Rangstufen von Flottenführern mit

sich. Während der Admiral das Gros befehligte, führte der Vizeadmiral die Vorhut und der Konteradmiral in entgegengesetzter Richtung (daher auch „Konter") die Nachhut.

Soll's ein moderner Fanfan sein?

Die Geschichten in der AR sind sehr dürftig geworden. Wo bleiben ein paar zünftige Liebesabenteuer?

Unteroffizier Berkholz, Oelsnitz

Kraftfahrerlatein

Ein Arbeitskollege kam jetzt nach dreijähriger Dienstzeit aus der Armee zurück. Bei seinen Erzählungen berichtet er u. a., daß er mit dem „Ural" – 375 D auf der Autobahn 130 km/h Spitze gefahren sei. Ich bezweifle diese Angabe, und wir wetteten um eine Flasche ägyptischen Weinbrand. Teilen Sie mir bitte die Höchstgeschwindigkeit mit.

Walter Brückner, Sonneberg

Na, dann Prost! Sie haben gewonnen. Der schwere LKW „Ural" erreicht eine max. Geschwindigkeit von 75 km/h.

Erlaubt

Darf ich das Bestenabzeichen der NVA auch an der Zivilkleidung tragen?

Gefreiter d. R. Mills, Pritzwalk

Ja.

Mehr Gegenwart

Sind unsere Soldaten der NVA mit Lanzen ausgerüstet? Mir ist bekannt, daß es eigentlich nicht so ist. Warum stellt dann unsere Spielzeugindustrie solche veraltete Spielzeuge im 20. Jahrhundert her? Wollen wir unsere Kinder etwas Verkehrtes lehren?

Georg Schilling, Eisenhüttenstadt

Reservistenwehrdienst

1962 wurde ich in Ehren entlassen. Seitdem bin ich noch nicht zu Reserveübungen eingezogen worden. Kann man sich zum Reservistendienst bis zu einem halben Jahr verpflichten?

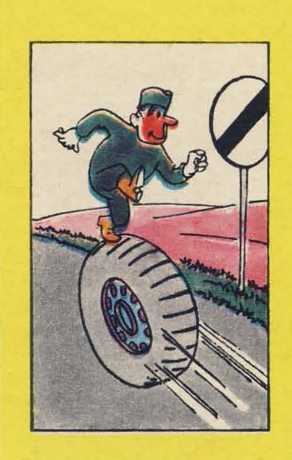
Unterfeldwebel d. R. Hegewald, Lauchhammer

Die Einberufungen zu Reservistenübungen regelt das Wehrkreiskommando nach Bedarf und Notwendigkeit, es gibt deshalb auch keine Verpflichtungen. Die Dauer der Übungen beträgt höchstens drei Monate im Jahr.

Vor...

Seit einigen Monaten lese ich Euer Magazin mit Spannung, da ich bald eingezogen werde. Es zeigt das Leben der Soldaten, und man erfährt durch Euch, was einen bei der Armee erwartet.

Wilfried Müller, Zerbst





...und Nachempfindungen

Als ehemaliger Grenzsoldat ist es interessant, durch die AR zu erfahren, was es Neues in unserer Volksarmee gibt. Oft werden Erinnerungen wach.

Gefreiter d. R. Frohberg, Freital

Trotyläquivalent

In der Presse werden bei der Erwähnung der Sprengladungen von Atomwaffen oft die drei Buchstaben TNT beigefügt. Was bedeuten sie?

Dieter Klussow, Dresden

Der wichtigste Faktor für die Beurteilung einer Kernwaffe ist ihre Detonationskraft. Sie wird meist in Tonnen einer gleichwertigen (äquivalenten) Ladung des Sprengstoffes Trotyl (Trinitrotoluol oder TNT) ausgedrückt. Eine Tonne Trotyl entspricht also der Füllung einer herkömmlichen 20-Zentner-Bombe.

Vor 12 Jahren erprobt

Ich würde mich freuen, wenn Du etwas über das schwedische Überschall-Jagdflugzeug „Saab 35 – Draken" veröffentlichtest.

Holmer Arndt, Eisenhüttenstadt

Ein Mitteldecker mit Doppel-Delta-Tragflügeln; Länge: 15,95 m; Spannweite: 9,40 m; Startmasse: 8100 kg; Höchstgeschwindigkeit: 2330 km/h; Gipfelhöhe: 18 300 m; Steiggeschwindigkeit: 250 m/s; Bewaffnung: 2× 30 mm Maschinenkanonen, Bomben, Luft-Luft- und Luft-Boden-Raketen.

Auf schwankendem Boden

Welche Bedingungen müssen vorhanden sein, wenn man seine Wehrpflicht bei den fahrenden Einheiten der Volksmarine ableisten will?

Horst Breitfeld, Bocka

Gesundheitsstufe I, borddiensttauglich, Verpflichtung auf drei Jahre (als Maat 4 Jahre). Erwünscht ist eine vormilitärische Ausbildung bei der GST (Seesport).

Versäumtes nachgeholt

Es ist nicht die Praxis, daß wir persönliche Ereignisse im Leben junger Menschen gedankenlos ignorieren (Postsack 2/68 „Vergessen?"). Bei solchen Festlichkeiten werden den Betreffenden wertvolle Geschenke überreicht. Natürlich ist es uns nicht immer möglich, einen Vertreter des Kollektivs an sozialistischen Eheschließungen teilnehmen zu lassen. Es wurde versäumt, Genossen Hummel ein Glückwunschtelegramm zu übersenden. Nach seiner Rückkehr habe ich mich dafür entschuldigt. Genossen Hummel wurde von der Dienststelle ein Geschenk überreicht. Das Versäumnis in der Arbeit mit dem Menschen haben wir in der Leitung ausgewertet, ich selbst habe daraus Schlußfolgerungen gezogen.

Oberleutnant Adams, Saßnitz

Der „Stern" ging unter

Bei der Urlaubsfahrt im D-Zug von Karl-Marx-Stadt nach Berlin ist mir mein Kofferradio abhanden gekommen, was ich erst später bemerkte. Es ist ein „Stern 112" in roter Farbe. Können die Genossen, welche mit mir fuhren und in der Nähe von Berlin stationiert sind, Hinweise geben?

Soldat Scherzer, Brandenburg

Lob den Grenzern

Als Angehörige der Zollverwaltung fand ich Ihren Beitrag über die Grenzübergangsstelle „Elbe – km 470" im Novemberheft besonders interessant. Ich weiß, wie schwer und verantwortungsvoll der Grenzdienst ist, weil ich selbst hier meine Arbeit versehe. Daher meine Anerkennung unseren Grenztruppen, egal, wo immer sie auch ihren Dienst versehen.

Annegret Möllmann, Gardelegen

Ring frei!

Die AR könnte noch wertvoller sein, wenn bei Fotos neben der Schönheit auch die Sicherheit beachtet würde. Heft 1/68, Foto S. 89, der Ladekanonier trägt einen Ring. Das ist bei der Ausbildung nicht zweckmäßig, auch wenn man sein Frauchen besonders lieb hat.

Rudi Espig, Bad Elster

Der gefragte Oberst

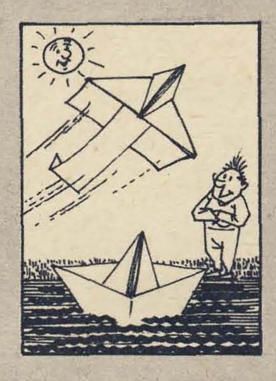
Zwei Fragen an Oberst Richter: Kommen Sie mit Soldaten zusammen und erhalten Sie viel Post?

Max Reinke, Arnstadt

Diesmal wollen wir antworten. Sofern es ihm seine Aufgaben als Leiter der Pressestelle des Ministeriums für Nationale Verteidigung erlauben, nutzt Oberst Richter jede Gelegenheit, sich mit Soldaten zu unterhalten. Und über mangelnde Post kann er sich nicht beklagen.



Vignetten: Klaus Arndt



Tauschmöglichkeiten

Ich bin leidenschaftlicher Sammler und suche Tauschpartner für Abzeichen der NVA und der polnischen Volksarmee.

Kurt Kwidzinski,
6214 Steinbach,
Heinrich-Heine-Str. 5

Zu schwer

Von Freunden und meinem Bruder habe ich gehört, daß es sehr schwere Stunden bei der Armee gibt. Aber jeder meint, daß sie sehr viel gelernt haben. Ich finde, daß wir Mädchen das auch einmal mitmachen müßten. Auch wenn es sehr schwer ist.

Renate Kirchner, Jüterbog

Eben deshalb geht das nicht. An unsere Kämpfer werden physische und psychische Anforderungen wie nie zuvor gestellt. Frauen haben aber nicht die biologischen und konstitutionellen Voraussetzungen, um solche Strapazen durchzustehen. Deshalb werden Mädchen nicht im unmittelbaren Truppendienst eingesetzt.

Typenblätter, Typenblätter

Wer schickt mir Typenblätter von Flugzeugen oder tauscht sie gegen Typentafeln von PKW und Schiffen?

Harald Uhlig, 8321 Bielatal,
Talstr. 32

Suche AR-Typenblätter, biete welche aus „Jugend und Technik".

Fritz Kuschinsky,
1631 Sperenberg, Hauptstr. 5

Wer gibt Flugzeug-Typenblätter ab, evtl. gegen Tausch?

Ulrich Schedler, 444 Wolfen,
Bahnhofstr. 16 b

Kann jemand meine Sammlung von Auto- und Flugzeugtypenblättern erweitern?

Unteroffizier Krause,
8602 Bautzen,
Postschließfach 4133/A

Stabsgefreiter Otto fragt: Was ist eine Verfassung für den einzelnen überhaupt wert?



Oberst Richter antwortet

Dutzende Fragen hatte ich erwogen zu beantworten. Dann entschied ich mich für Ihre, als der ersten, die mich Anfang Februar zum Verfassungsentwurf erreichte. Diese Frage fordert zu unmittelbaren Vergleichen heraus und weckte bei mir zahlreiche Erinnerungen.

Zunächst zwei Sätze für das eine, Unabdingbare: Jede Verfassung ist erst dann für den einzelnen Werktätigen etwas wert, wenn er selbst mit an der Macht beteiligt ist, wenn seine Klasse die Macht im Staat ausübt! Darin liegt der Unterschied zwischen gutem (oder weniger gutem) Verfassungstext und guter (oder schlechter) Verfassungswirklichkeit.

V e r f a s s u n g s t e x t, das waren und sind meist etwas mehr als hundert wohlklingende, leicht oder schwer verständliche Artikel über die Grundordnung im Staat, die Grundrechte und Grundpflichten seiner Bürger und dergleichen mehr.

V e r f a s s u n g s w i r k l i c h k e i t aber ist, ob der einzelne von Staats wegen von der zugesicherten Freiheit Gebrauch machen, seine guten Ideen und Vorstellungen über die Verbesserung des gesellschaftlichen Zusammenlebens verwirklichen kann oder ob er für diese gute Sache bestraft und der Freiheit beraubt wird. Viele meiner Generation haben Anfang der dreißiger Jahre wie ich die bittere Erfahrung gemacht, daß ihnen der verfassungsmäßige Gebrauch dieses Grundrechtes als Vorbereitung zum Hochverrat angerechnet wurde.

V e r f a s s u n g s w i r k l i c h k e i t ist, ob der einzelne von Staats wegen körperlich wie geistig ausgehungert und verprügelt wird, oder ob er mit Bildung genährt und sozial sorgenfrei abgesichert wird. Noch heute habe ich zehn Stempelkarten aus der Weimarer Zeit, jede für ein halbes Jahr der Verweigerung des Rechtes auf Arbeit und Brot. Vier Jahre davon wurde mir jegliche Unterstützung gesperrt. Vor Hunger weich in den Knien und schwarz vor Augen, das kenne ich gut – ebenso die blauen Flecken von den Verfassungshütern jener Zeit!

Schließlich ist V e r f a s s u n g s w i r k l i c h k e i t vor allem auch:

Ob man von Staats wegen dazu mißbraucht wird, andere wegen ihrer Überzeugung, ihrer Rasse, Hautfarbe, vor allem aber im Interesse des Profits mächtiger Monopolisten zu verfolgen und zu unterdrücken; ob man belogen und aus böser Absicht mit modernster Kriegstechnik ausgerüstet zum Aggressor verhetzt sowie zum Mörder gegen oder mit seinem Willen degradiert wird. – Oder ob einem bewußt gemacht wird, wie man am erfolgreichsten die Menschenrechte, sein sozialistisches Vaterland, den Frieden zwischen den Völkern verteidigt, ob man dazu erzogen wird, seiner Klasse, seiner sozialistischen Heimat die Treue zu halten und im Geist des Humanismus und der Völkerfreundschaft zu handeln.

Was unsere Verfassung für Sie als Soldat also wert ist, fragen Sie?

Sie ist wert, geschützt und verteidigt zu werden, wie die Macht selbst, der sie entsprang. Sie ist wert, daß Sie Ihrer Heimat alles geben und sei es Ihr Leben, weil Ihnen unser sozialistischer Staat in Wirklichkeit auch alles gibt, was in seiner Verfassung an ökonomischer Sicherheit, sozialem Fortschritt, sozialistischer Freiheit und Selbstbestimmung verbrieft und besiegelt ist.

Unsere sozialistische Verfassung gewährleistet auch in der Praxis des militärischen Lebens jedem alle Grundrechte. Dienstvorschriften regeln, wie die verschiedenartigen militärischen Maßnahmen zur Erfüllung der Hauptaufgabe der NVA gemäß der Verfassung mit den Grundrechten der Armeeangehörigen in Übereinstimmung gebracht werden.

So besteht also Ihre erste und wichtigste verfassungsmäßige Pflicht darin, diese Dienstvorschriften wirklich gut einzuhalten und ihre Forderungen vorbildlich, mit Verstand und Herz zu erfüllen. Zu einer solchen guten Verfassung können wir uns alle beglückwünschen!

Ihr Oberst Richter


D
38

Pinkerton hat versagt

Nach Tatsachen frei erzählt
von J. C. Schwarz

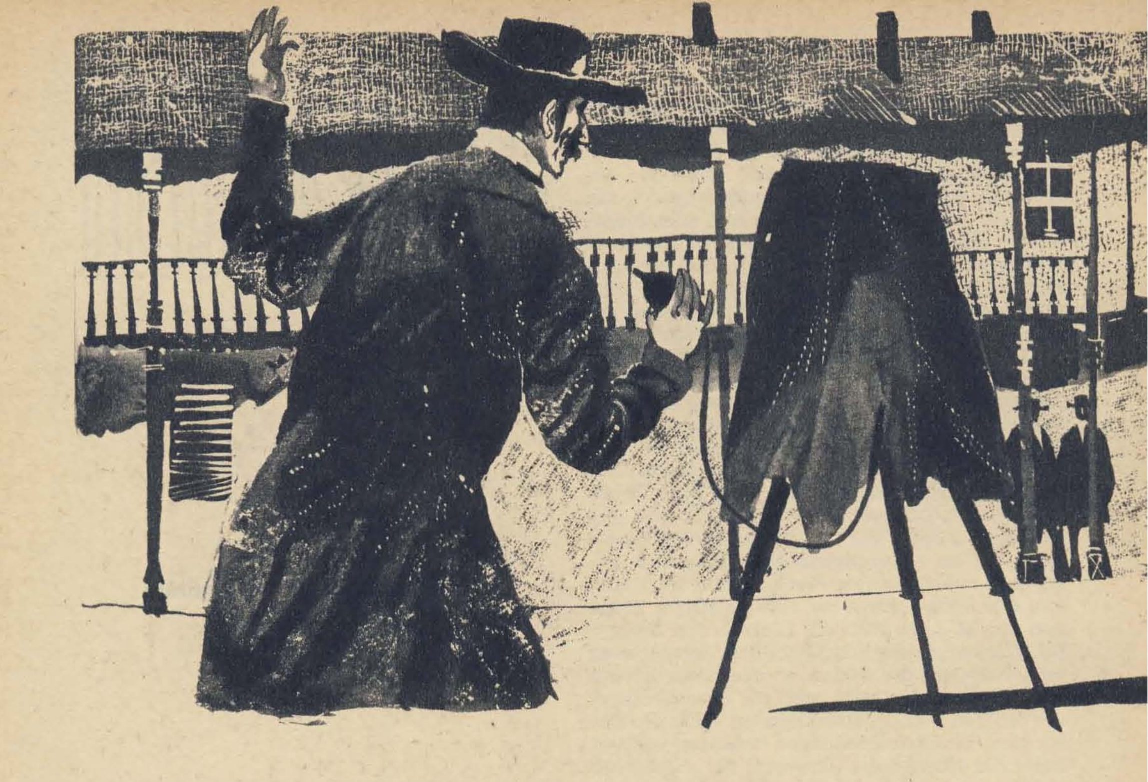
Am Alabama-River in der Stadt Montgomery, der Hauptstadt des Landes Alabama, versammelte sich am 6. Februar 1861 ein Kongreß: Die 11 abgefallenen Südstaaten bildeten am 11. März die sogenannte „Konföderation", die sich eine neue Verfassung gab und zum Präsidenten des Südens Jefferson Davis wählte. Eine Woche zuvor, am 4. März, hatte der von den Nordstaaten bzw. von den in der Union verbliebenen 23 Staaten zu ihrem Präsidenten gewählte Republikaner Abraham Lincoln sein Amt angetreten und versöhnliche Erklärungen abgegeben, die aber von den Konföderierten nicht beachtet wurden. Die Union war nun auch äußerlich zerfallen, nach einem vierzig Jahre währenden politischen Kampf zwischen dem Norden mit seinen Industriekapitalisten und „freien" Lohnarbeitern und dem auf Großraum-Landwirtschaft und Negersklaverei gerichteten Süden. Mit der gewaltsamen Besetzung des im abgefallenen South Carolina gelegenen unionseigenen Forts Sumter im Hafen von Charleston durch die südstaatlichen Truppen am 12. April 1861 sah Lincoln den Kriegsfall gegeben, und es brach der offene Bürgerkrieg aus. Während der Süden an der Beibehaltung der Sklaverei festhielt, weil die Grundbesitzer die billigen und profitbringenden Arbeitskräfte für ihre Baumwollplantagen behalten wollten, hatte der Norden die Sklaverei für abgeschafft erklärt und allen Negern die Freiheit versprochen.

In der ersten Runde dieses für die weitere Entwicklung der Vereinigten Staaten wichtigen Bürgerkrieges waren zunächst die Südstaaten militärisch überlegen. Sie wurden von einer energischen, staatsbewußten Aristokratie geleitet. Die meisten und talentvollsten Offiziere verließen die Einheiten der Unionsarmee und schlossen sich, da sie aus dem Süden stammten, den Konföderierten an. Die Unionsarmee wurde auf diese Weise wichtiger Kader beraubt. Schon 1860 hatte der Kriegsminister der Union, Floyd, der ebenfalls aus dem Süden stammte, alle Waffen und Geschütze in die südlichen Arsenale geschickt, die Unionsflotte dagegen über alle Meere verstreut, so daß sie in den Kampf nicht sofort eingreifen konnte. Die Union unter Lincoln hatte ihr Heer neu zu organisieren, Offizierskader heranzubilden und vor allen Dingen neue Waffen herzustellen. Wirtschaftlich war der Norden dem Süden überlegen, es war nur eine Zeitfrage, wann die Industrie die nötige Kriegsausrüstung liefern konnte und die Unionsarmee reorganisiert war.

Zu allem Kummer kam aber erst einmal hinzu, daß der Geheimdienstchef des Nordens versagt hatte. Seine Spione wurden laufend von den Südstaatlern festgenommen und hingerichtet; sie hatten zum Teil Pech, zum Teil waren sie unfähig. Dieser Geheimdienstchef, nachdem man ihn abgesetzt und zum Polizeichef des Nordens gemacht hatte, wurde dann allerdings als Kriminalist und Gangsterjäger ein berühmter Mann. Er hieß Allan Pinkerton, und als Figur zahlloser Kriminalromane ging sein Ruhm um die ganze Welt. Allerdings mißbrauchte er sein Talent auch zur Unterwanderung und Bespitzelung der Gewerkschaftsbewegung. Jedenfalls, im Geheimdienst gegen den Süden hatte er versagt.

Gerade in der Zeit, als man sich den Kopf darüber zerbrach, wer sein Nachfolger werden sollte, tauchte in New York ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann auf, der La Fayette Curry Baker hieß und zwölf Jahre als eine Art wandernder Maschinist im Land herumgezogen war, ein hoch aufgeschossener hagerer Kerl mit einer großen Nase und eng zusammenliegenden Augen, deren Beweglichkeit und lustiger Ausdruck an einen Fuchs erinnerten. In der Tat, er war von einer füchsischen Gerissenheit, mit allen Wassern gewaschen. In den zwölf Jahren seines Wanderlebens hatte er Leute kennengelernt, die sich aus dem Gesetz wenig machten und allerhand Praktiken beherrschten, um es zu umgehen. Außerdem war er schauspielerisch begabt, er konnte Tier- und Menschenstimmen nachahmen und übrigens auch Unterschriften. Eine Zeitlang hatte er sogar mit selbsthergestellten Dokumentenstempeln gehandelt und für eine berufsmäßige Fälscherbande gearbeitet, denn er war ein sehr geschickter Mechaniker. Das erzählt er jedoch seinem Bekannten, dem Colonel Scott, den er in New York traf, und mit dem er eines Abends in einem Lokal Wiedersehen feiert, nicht sofort. Scott, der in der nächsten Woche zum General befördert werden soll, weil die Nordarmee Mangel an Generälen hat, betrachtet

◀ Tänzerinnen des Erich-Weinert-Ensembles vor dem Auftritt



nachdenklich diesen Baker, während sie einen Whisky nach dem andern trinken. Sie stammen aus dem gleichen Ort im Staate Michigan und haben als Kinder zusammen in den Wäldern gespielt. Scott fühlt deutlich, daß Baker, der bisher in seinem Leben nichts Sichtbares erreicht und keine Aussicht hat, General zu werden, ihm überlegen ist durch seine Welt- und Menschenkenntnis und durch gewisse gaunerhafte Talente, die ihm fröhlich aus den Augen blitzen.

„Ich mache dir einen Vorschlag", sagt Scott nach einer Weile. „Du kannst dir große Verdienste erwerben und für unsere Nordarmee ein wichtiger Mann werden, wenn du nach Richmond gehst und auskundschaftest, wie es um die Südarmee steht, wer ihre Leute sind, wie sie ausgestattet ist, welche Pläne sie für die nächste Zeit hat."

„Nach Richmond?" fragt Baker gedehnt und lächelt geschmeichelt. „Ins Hauptquartier der Südarmee? Sie werden mich aufhängen, wenn sie erfahren, daß du mich geschickt hast."

„Sie werden es aber nicht erfahren, wenn du es ihnen nicht auf die Nase bindest. Höre gut zu. Wir haben einen wichtigen Posten zu vergeben, der zur Zeit noch unbesetzt ist. Wenn du das fertig bringst, bist du der erste Anwärter und ein gemachter Mann. Von Washington nach Richmond sind es 200 Kilometer. Kennst du die Strecke?"

„Bin oft genug den Weg hinuntergeritten, aber in Friedenszeiten. Jetzt ist Krieg. Sie werden mich nicht nach Virginia hineinlassen. Und wenn, dann nur, um mich gleich hinter der Grenze an den nächsten Baum zu knüpfen. Dieser Baum wird nicht in Richmond stehen." Scott lachte.

„Denk dir was aus. Du mußt natürlich nicht so dumm sein, den Hauptweg zu nehmen. Es führen viele Wege nach Richmond. Ich erwarte dich in Washington. Versuch es. In der nächsten Woche bekomme ich Generalslitzen und ein paar Sterne dazu, ich kann aus dir was machen, wenn du mit Nachrichten zurückkommst. Überleg dir die Sache und sag mir Bescheid."

Am Abend des 3. Mai 1861 fällt herumschlendernden Soldaten in Richmond ein Mann auf, der ein junges Ehepaar, das gerade aus der Kirche kommt, fotografiert. Sie bleiben stehen, zusammen mit anderen Straßenpassanten, und beobachten den ungewöhnlichen Vorgang. Der Mann hat auf einem plumpen dreibeinigen Holzstativ einen schwarzen Kasten, verbirgt seinen Kopf unter einem ebenfalls schwarzen Tuch, das am hinteren Teil des Kastens befestigt ist, und richtet die Linse auf das Paar. Dann springt er wieder hervor, gestikuliert, redet auf das Paar ein und fordert es auf, zu lächeln und ganz still zu stehen und nimmt einen Gummiball in die Hand, der an einem dünnen Schlauch aus dem Kasten heraushängt.

„Bitte recht freundlich", ruft er laut. „Eins, zwei, drei. Danke sehr. Sie sind fotografiert." Das ist erstaunlich. Die Soldaten sehen sich an und schütteln verwundert den Kopf. Auch die Straßenpassanten wundern sich. „Was die Technik doch für Fortschritte macht", sagen sie. Schließlich faßt sich einer der Soldaten ein



Herz. Sie haben etwas untereinander beredet. Sie sind natürlich Patrioten des Südens, sie sind nicht Soldaten geworden, um mit ihren Uniformen zu prahlen, aber sie möchten doch gern ein Bild von sich nach Hause schicken, für ihre Mütter und Frauen, weil es doch so selten vorkommt, daß man das Glück hat, einen fotografiekundigen Mann zu treffen, der einen Apparat zur Herstellung dauerhafter und äußerst ähnlicher Bilder besitzt.
„Erlauben Sie", sagt daher der eine dieser Soldaten zu dem Mann, der soeben das junge Paar fotografiert hat, „wenn es Ihnen nichts ausmacht, Mister, vielleicht können Sie mal eine Ausnahme machen und meine Freunde da drüben und mich auch mal mit diesem Apparat aufnehmen, damit wir Bilder nach Hause schikken können? Natürlich bezahlen wir."
„Es ehrt mich, Mister", sagt der Fotograf und verbeugt sich leicht. Er scheint ein gewandter und fröhlicher Mann zu sein, nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen. „Für die Soldaten unserer konföderierten Armee alles! Sie brauchen nicht zu zahlen, ich tue es gern. Die Sache hat nur einen Haken. Zum Fotografieren gehören nämlich Glasplatten, die mit einer bestimmten chemischen Substanz überzogen sein müssen. Mein Vorrat an solchen Glasplatten ist soeben gerade zu Ende gegangen. Ich kehre jetzt nach Haus zurück, ins ‚Hotel Baltimore', und präpariere neue Glasplatten, die bis morgen trocken sind. Wenn wir uns für morgen verabreden können?"
Die vier jungen Soldaten sind begeistert, es sind kräftige, gut aussehende, braun gebrannte Farmerssöhne aus dem Süden. Sie treffen sich am nächsten Tag mit dem liebenswürdigen Fotografen in einem Park und lassen sich erst zusammen und dann jeder einzeln fotografieren, wobei es wieder so geheimnisvoll zugeht wie gestern vor der Kirche: Der Fotograf verschwindet unter dem schwarzen Tuch, nimmt dann den Gummiball in die Hand und zählt bis drei.
„Wann können wir mit den Bildern rechnen?" fragt einer von ihnen.
„In ungefähr vier Wochen", lautet die Antwort. „Es macht viel Arbeit, bis die Bilder richtig fest sind und in die Sonne gelegt werden können, ohne nachträglich gelb oder schwarz zu werden. Es heißt, daß die Chemiker dabei sind, ein neues und schnelleres Verfahren zu erfinden, aber vorläufig ist in der Praxis darüber noch nichts bekannt."
Die Soldaten sehen sich betroffen an. Schließlich sagt ihr Sprecher:
„Können Sie es nicht irgendwie abkürzen, Mister? In vier Wochen sind wir nämlich gar nicht mehr hier."
„Ich kann es Ihnen nachschicken. Geben Sie mir



Illustrationen:
Karl Fischer

Ihre Namen, sagen Sie mir, in welchen Regimentern Sie dienen. Soll ich es vielleicht am besten Ihrem Offizier zuschicken? Wo werden Sie denn in vier Wochen sein?"

Etwas verlegen sagt der Soldat, der für die andern spricht:

„Oh, entweder sind wir dann im himmlischen Paradies oder in Washington. Das kommt darauf an . . ."

„Das sind etwas große Entfernungen", sagt der Fotograf lächelnd. „Am besten machen wir es so. Sie geben mir einen äußersten letzten Termin, das heißt den Tag, an dem Sie spätestens hier in Richmond zu erreichen sind. Außerdem muß ich Ihr Regiment kennen und den Namen Ihres Offiziers. Der kann dann die Bilder schlimmstenfalls Ihren Angehörigen zustellen, falls ich den Richmonder Termin nicht einhalten kann oder Ihnen auf dem Weg nach Washington etwas zustößt. So ein Bild kann für die Familie sehr wichtig sein. Mein Gott, es hat keinen Zweck, sich etwas vorzumachen. Sie sind Soldaten, und Sie wissen, was ich meine." Die vier jungen Männer sehen ein, daß der Fotograf Recht hat. Sie sagen ihm alles, was er wissen will, buchstabieren ihm den Namen ihres Offiziers. Etwas nachdenklich verabschieden sie sich. Es kommt ihnen zum Bewußtsein, daß sich in dem schwarzen Kasten dieses Mannes unter Umständen ihr letzter Gruß an ihre Frauen und Mütter befindet. Am nächsten Morgen erscheint ein Offizier im „Hotel Baltimore" und sagt, er suche einen Mann, der hier wohnen soll und im Besitz eines fotografischen Apparates ist. Der Fotograf ist in seinem Zimmer, ein Hoteldiener bittet ihn, herunterzukommen, jemand möchte ihn sprechen. Höflich begrüßt der Offizier den Fotografen.

„Entschuldigen Sie die Störung, Mister", sagt er, „mein Name ist Bragg, John Elly Bragg. Sie haben gestern vier meiner Leute fotografiert. Würde es Ihnen viel Arbeit machen, wenn Sie mich auch fotografieren? Wenn Sie einverstanden sind, habe ich noch eine Bitte: Ich möchte anständig bezahlen. Es ist nämlich so: Sie haben das den Jungs gestern geschenkt, was gewiß eine schöne patriotische Geste ist. Aber erstens bin ich ein reicher Mann, Sie brauchen mir nichts zu schenken, und zweitens wird keiner meiner Offizierskollegen es wagen, Ihre Dienste ebenfalls in Anspruch zu nehmen, wenn Sie nicht zu festen Preisen übergehen. Das sieht dann nämlich so aus, als ob wir Sie ausnutzen wollen, und das wollen wir bei Gott nicht. Sie machen uns eine große Freude mit den Bildern, und warum soll man Geld verachten? Geld ist eine sehr schöne Sache, wenn man es hat, Mister, finden Sie nicht auch?" Und er lacht über seinen Witz. Kein Gedanke, daß er einem Spion aufsitzt. Niemand schöpft Verdacht. Damals steckte die Spionage ebenso in den Kinderschuhen wie die Fotografie, und niemand sah voraus, daß beide eines Tages zusammengehören würden. Ein Mann, der einen Fotoapparat besaß und zu bedienen wußte, war mindestens so selten wie ein tüchtiger Spion, und die damaligen führenden militärischen Persönlichkeiten waren noch nicht auf den Gedanken gekommen, die Soldaten, Ausrüstungen, Verteidigungsanlagen des Feindes fotografieren zu lassen. Deshalb war das Fotografieren im militärischen Bereich noch nicht verboten. John Elly Bragg läßt sich also fotografieren, und um zu zeigen, daß er mehr weiß, als seine Leute, gibt er für die nächsten vier Wochen einige Ortschaften und Termine an, damit der Fotograf die Möglichkeit erhält, die Bilder nachzusenden. Er sagt: Am soundsovielten bin ich da und da, vier Tage lang, und am soundsovielten bin ich da und da, ebenfalls vier Tage lang. Ein Mann, der sich auf die neue und schwierige Kunst des Fotografierens versteht, ist in seinen Augen ein Künstler, dem man Entgegenkommen schuldet, wenn man von ihm etwas haben will.

In den nächsten zehn Tagen fotografierte der Mann aus dem „Hotel Baltimore" viele Offiziere verschieden hoher Dienstgrade und viele einfache Soldaten. Jedesmal veranlaßten ihn seine Kunden, die zu bezahlen anfingen, ihre genaue persönliche Erreichbarkeit für die nächste Zeit in einem Büchlein zu notieren, weil sie hofften, er würde ihnen die Bilder nachschicken. John Elly Bragg hatte Recht gehabt: Dieser Mann hatte von militärischen Dingen keine Ahnung, brachte er es doch fertig, verwundert zu sein, wenn er auf zwei Offiziere des gleichen Dienstranges stieß, die zu derselben Einheit gehörten. Wozu brauchte man denn hier zwei Offiziere desselben Ranges? Freundlich klärten ihn seine Kunden darüber auf, daß es nicht nur verschiedene technische Branchen innerhalb ihrer Einheiten gab — den verschiedenen Waffengattungen und Aufgaben entsprechend — sondern auch den Grundsatz der Zuteilung eines bestimmten Quantums von einfachen Soldaten je Offizier gleichen Ranges, woraus sich also alles weitere errechnen ließ. Das Erstaunen des Mannes darüber war so groß, daß seine eng zusammenliegenden Augen, die sonst munter dreinblickten, ganz starr wurden vor Nachdenken. Mit den einfachen Soldaten, die etwas weniger zahlten als ihre Offiziere, leistete er sich manchmal folgenden Scherz: Nachdem er erfahren hatte, zu welcher Einheit sie gehörten, stellte er Betrachtungen darüber an, was er wohl verdienen würde, wenn alle ihre Kameraden zu ihm kämen, um sich fotografieren zu lassen. Heiter rechneten sie es ihm vor: 500mal einen halben Dollar gleich 250 Dollar. Ob er denn genügend Glasplatten hätte mit dem fraglichen chemischen Zeug drauf, um das ganze Regiment fotografieren zu können?

Noch hatte niemand ein Bild gesehen, aber es sprach sich in der Südarmee herum, daß ein Fotograf in Richmond die konföderierten Soldaten fotografierte. Schließlich erfuhr sogar Jefferson Davis selbst davon und wollte den Mann sehen. Ihm gefiel die Sache nicht. Es war ihm zu Ohren gekommen, wieviel Hin- und Hergerede mit dem Fotografieren verbunden war und daß Mannschaften wie Offiziere mili-

Fortsetzung auf Seite 53



„Alle Kraft voraus!"

M. Iljinski

DIE NAMENLOSE Höhe

Die Höhe, auf der ich stehe, trägt keinen Namen. Sie liegt am 17. Breitengrad und ist von Gräben durchfurcht. Eine Küstenbatterie, die Vinh Linh verteidigt, hat hier ihre Feuerstellung bezogen.

Es dämmert. Die aufgehende Sonne vergoldet die sich aus der Meeresbrandung emporschwingenden Hänge. Da werden am Horizont – noch vom Morgennebel leicht verhüllt – graue Tupfen sichtbar. Es sind, wie sich zeigt, zur 7. US-Flotte gehörende Schiffe, von denen einige wenig später eine Kanonade beginnen. Alle drei bis fünf Minuten krachen die Salven der Schiffsartillerie, heulen ihre Granaten über die Höhe hinweg. Die Detonationen der Geschosse lassen die Erde erbeben.

Erst jetzt werden die wachfreien Artilleristen der Küstenbatterie alarmiert. Tief war ihr Schlaf nach schwerem Nachtdienst. Und so vermochte sie das Heulen und das Detonieren der Geschosse keineswegs zu stören. Doch schon beim ersten Alarmsignal reagieren sie unwahrscheinlich schnell. Im Nu stehen sie auf den Füßen und eilen zu ihren Geschützen.

Auf der B-Stelle treffe ich mit einem jungen Leutnant zusammen. Es ist Lequang Thang, der Batterieoffizier. Er drückt mir die Hand, dann greift er wieder zum Feldstecher. Keine Bewegung der Schiffe innerhalb des Wirkungsbereiches der Batterie läßt er sich entgehen.

Plötzlich langt er hastig zum Feldfernsprecher. „Zwei weitere Zerstörer am Horizont!" schreit er in die Sprechmuschel.

Der Gefechtsstand quittiert ihm die Meldung. „Wir warten noch mit der Feuereröffnung", erklärt er mir, als er das Glas wieder an die Augen setzt.

In den Geschützstellungen verharren die Kanoniere nahezu bewegungslos auf ihren Posten. Angespannt wirken ihre Gesichter. Sie warten auf das Feuerkommando. Dann werden die Salven der Batterie die Höhe zum Erzittern bringen. Doch noch schweigen die Geschütze.

Am Horizont stehen die Silhouetten von fünf amerikanischen Kriegsschiffen.

„Weshalb schießt ihr denn nicht?" frage ich, des nervenaufreibenden Wartens müde, Truong dinh The, den Politstellvertreter der Batterie. „Sie sollen noch näher herankommen", erklärt Truong ruhig. „Der Feind weiß ja nicht, wo wir stecken. Sein Feuerüberfall soll uns provozieren. Nun wartet man auf den Schiffen, daß wir vorzeitig unsere Stellungen verraten."

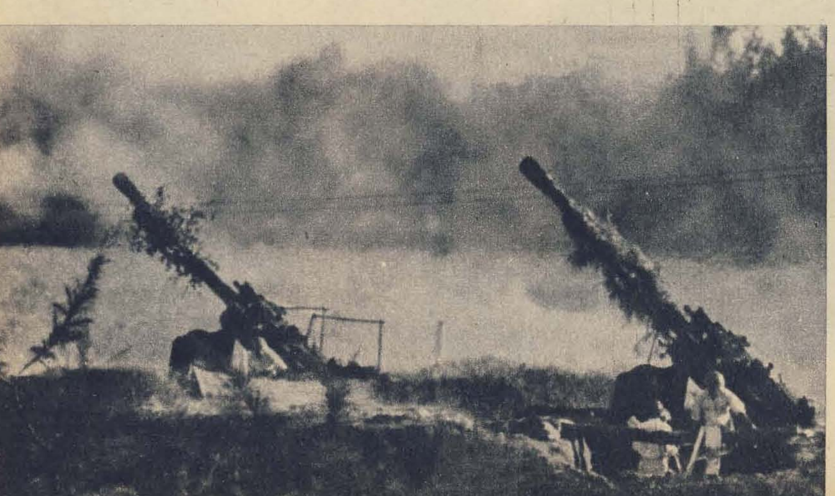
Wie zur Bestätigung dieser Worte tauchen vier Kampfflugzeuge vom Typ „Skyraider" auf, fliegen die Küstenlinie entlang, kreisen über unserer Höhe. Doch die Batterie ist gut getarnt – und ihre Geschütze schweigen noch immer.

Die Flugzeuge drehen ab, dann verschwinden allmählich auch die amerikanischen Kriegsschiffe. Kurze Zeit später wird der Gefechtsalarm beendet.

Die Kanoniere gehen durch die Gräben zu ihren Unterständen. Gebückt treten sie ein; und, gleichsam als hätten sie die Schwelle ihres Heimes überschritten, entledigen sie sich mit einer gewohnten Handbewegung ihrer Stahlhelme, hängen diese an die in die Holzverkleidung der Wände eingeschlagenen Nägel. Wir setzen uns zu Tisch.

Während des Essens meldet die B-Stelle: „Der Feind beschießt jetzt im Nachbarabschnitt die Küste."

Die Männer blicken kaum hoch. Für sie ist dieser Ablauf nichts Ungewöhnliches. Später erzählt mir Leutnant Thang von dem ersten Gefecht der Küstenbatterie:



Mühselig ist der Stellungswechsel im lockeren Dünensand. Doch immer noch gilt der alte Grundsatz: Schweiß spart Blut!

◀ **Moderne Artilleriesysteme wehren auch den von See her einfliegenden Luftgangstern.**



„Es war am 1. Februar 1965 gegen ein Uhr nachts. Damals näherte sich hier im Raum von Vinh Linh ein Kriegsschiff der Saigoner Regierung den Küsten der Demokratischen Republik Vietnam. Wir ließen es ganz nah herankommen – bis wir es direkt anrichten konnten – dann feuerte die Batterie los."

„Das war unser erster Sieg", wirft Geschützführer Le xi Kich ein.

„Ja", bestätigt der Leutnant, „es folgten weitere. Durch unsere Batterie wurden bis heute neun Schiffe des Gegners versenkt oder schwer beschädigt. Im Oktober 1965 versenkten wir einen Minenleger, im November 1966 einen amerikanischen Zerstörer . . ."

„Am frühen Morgen des 18. Mai 1967", wirft nun der Politstellvertreter ein, „drangen über zehntausend Mann amerikanischer Marineinfanterie in den südlichen Teil der entmilitarisierten Zone ein. Gleichzeitig näherten sich achtzehn Kriegsschiffe der 7. US-Flotte unserer Küste, um das Anlanden zu sichern. Von Flugzeugträgern gestartet, griffen feindliche Maschinen aus der Luft an. Es wurde ein heißer Kampf. An jenem Tage wurden von uns zwei Zerstörer und zwei Landungsboote getroffen. Wie wir später erfuhren, hatte unsere Batterie damit dem Gegner ziemlich schwere Verluste an Menschen und Technik zugefügt."

Für mich unerwartet wird mitten in der Unterhaltung erneut Gefechtsalarm ausgelöst. Blitzschnell sind die Unterstände leer. Die Artilleristen rennen durch die Gräben zu ihren Geschützen. Die Schiffe von vorhin sind zurückgekehrt, nähern sich dem Wirkungsbereich der Batterie, schicken wieder ihre Salven herüber.

Wie gemeißelt sehen die unbewegten Gesichter der vietnamesischen Kanoniere aus. Nur die Augen verraten den brennenden Wunsch, aus allen Rohren zurückzufeuern. Aber da zieht der Feind auch schon unverrichteterdinge wieder davon.

Die Batterie auf der namenlosen Höhe gab heute nicht einen Schuß ab – aber sie hat ihren Kampfauftrag erfüllt.



Von der „Aurora"

So groß wie der Erdumfang – 40 000 km lang – sind die Seegrenzen der Sowjetunion. Sie erstrecken sich an den Küsten der 13 Randmeere des Nördlichen Polarmeeres, des Atlantiks, der Ostsee, des Schwarzen Meeres sowie des Stillen Ozeans.
Vier Kriegsflotten – die Baltische –, die Nordmeer –, die Schwarzmeer- und die Stille-Ozean-Flotte –, alle vier mit dem Rotbannerorden ausgezeichnet, sichern das weite Küstenvorfeld und die Gestade des Sowjetlandes.
Die Baltische Rotbannerflotte ist die älteste der Sowjetunion. Ihre Geburtsstunde liegt noch vor derjenigen der Roten Armee. Am 29. Januar 1918 unterschrieb Lenin das Dekret über den Aufbau der Roten Arbeiter-und-Bauern-flotte, das am nächsten Tag als Befehl Nr. 102 für die Flotte und das Marineamt Wirkungskraft erhielt.
Im Sommer 1920 erließ der Revolutionäre Kriegsrat den Befehl zur Gründung der Seestreitkräfte des Schwarzen und des Asowschen Meeres, aus denen die heutige Schwarzmeerflotte entstand.
In einem Befehl des Hauptkommandos der Bewaffneten Kräfte der Fernöstlichen Republik aus dem Jahre 1921 hieß es, daß sich der Stab der Seestreitkräfte der Fernöstlichen Republik zu formieren habe. Ihm wurden die Amurflottillen, der Wladiwostoker Kriegshafen und die Einheiten der sibirischen Flottillen unterstellt. Gleichzeitig war die Rote Partisanenflottille, die vor den Küsten des Stillen Ozeans operierte, in die Seestreitkräfte einzugliedern. 1932 entstand aus diesen Einheiten die heutige Stille-Ozean-Flotte.
Im Mai 1933 verabschiedeten die Kronstädter Werktätigen einen Verband der Baltischen Flotte, der aus Zerstörern, Küstenschutzschiffen und U-Booten bestand, und nach Murmansk auslief. Diese Schiffe waren der Grundstock der neuen Nordmeerflotte. Damit waren die vier Flotten der sowjetischen Streitkräfte geboren.
Die Seekriegsflotte der UdSSR nimmt heute hinsichtlich der in Dienst gestellten Marinetechnik den führenden Platz im internationalen Maßstab ein. Das trifft vor allem auf die zur Zeit kampftechnisch wichtigsten und zweckmäßigsten Kriegsschiffklassen zu, auf die modernen Raketenkampfschiffe und kernkraftgetriebenen U-Boote, die in der Sowjetunion weit vorausschauend entwickelt wurden. Was aber den Ausbildungsstand und die politisch-moralische Seite der Mannschaften und Offi-

ziere angeht, ist die sowjetische Seekriegsflotte seit langem unerreicht. Der revolutionäre Geist ist ebenfalls Tradition der sowjetischen Seeleute.

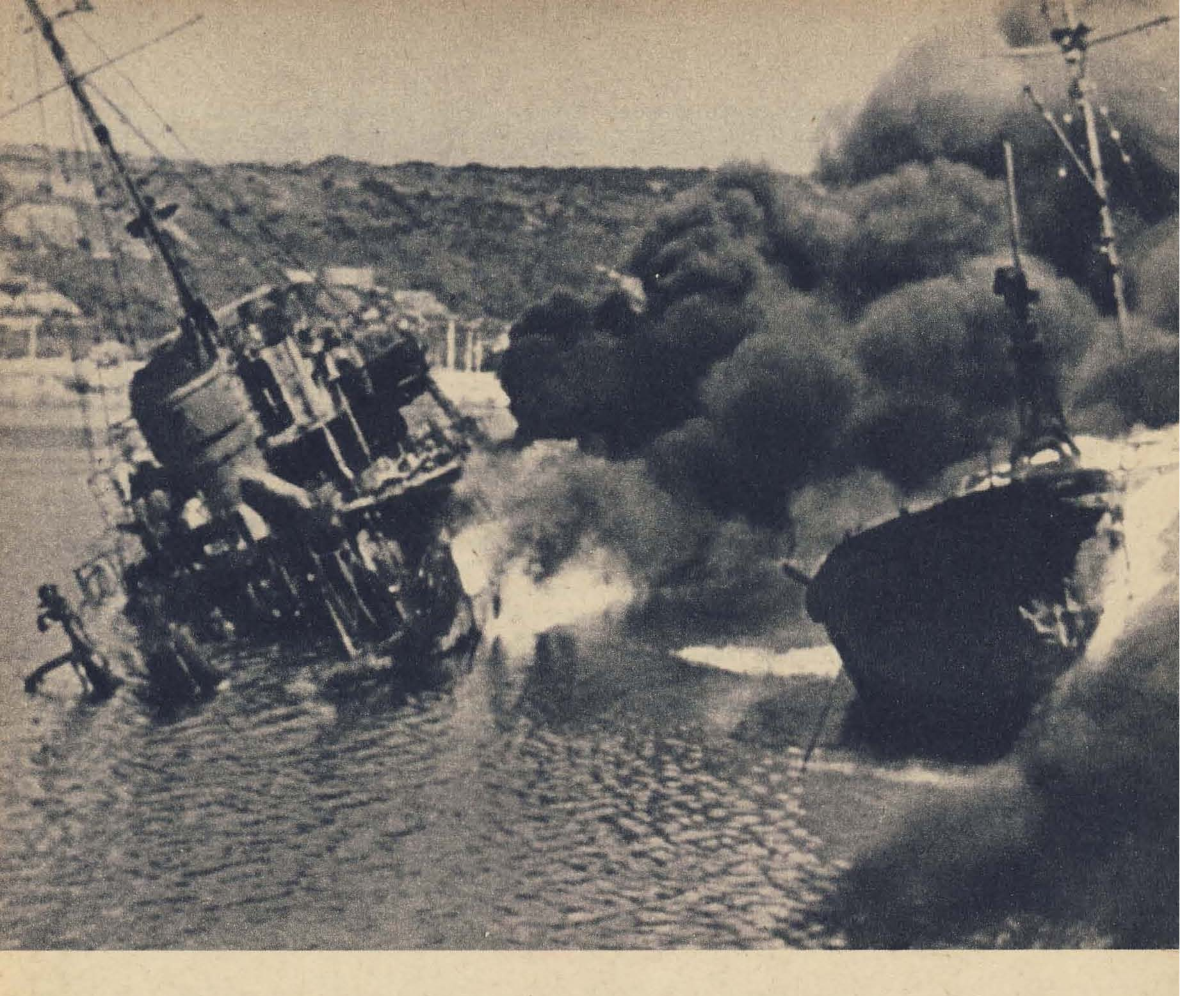
Sie standen bereits in der Revolution 1905 neben den Industriearbeitern an den Brennpunkten des Kampfes, sie eroberten im Oktober 1917 an der Seite der Rotgardisten und bewaffneten Arbeiter Petrograd und schützten die Stadt vor den konterrevolutionären Putschisten. Den Namen „Aurora" kennt heute alle Welt, der Matrose mit der roten Armbinde ist zum Symbol des revolutionären Soldaten geworden. Er verließ sein Schiff, um in den Reihen der Roten Garde die kaiserlich-deutschen Heere vor Narwa und Pskow zu schlagen. Im Bürgerkrieg waren die „Blaublusen" an allen Fronten zu finden. Auf über 20 Flottillen kämpften die Roten Matrosen erfolgreich gegen die weißgardistische Reaktion vom Amur bis zum Dnepr. Auch in der Ostsee konnten sie die teilweise mit starken Überwasserstreitkräften, wie Kreuzern, Zerstörern, U- und S-Booten[1] angreifenden Engländer und Weißen niederringen.

Die Widerstandskraft der Roten Flotte, ihre Erfolge — sechs von sieben englischen Torpedobooten, ein Zerstörer und ein U-Boot wurden versenkt — bewogen die Engländer 1919 die Ostsee zu räumen.

Als die Geschütze schwiegen, traten neue Schwierigkeiten auf. Die gewaltigen Kriegsschäden mußten beseitigt werden. Das betraf auch die Flotte. Um die noch vorhandenen kostbaren Großkampfschiffe der Roten Flotte instandzusetzen und schnellstens die Lücken bei den leichten Schiffsklassen aufzufüllen, wurden Maschinen, Stahlplatten, Treibstoffe, Energie und Arbeitskräfte in großer Menge benötigt. Diese Mittel mußten aber vorerst zum Wieder- und Neuaufbau der Industrie verwendet werden, so daß die Flotte eine Zeitlang zurückstehen mußte. Nach und nach konnten schließlich auch die leistungsfähigsten Werften, vor allem die in Leningrad, Nikolajew und Sewastopol, ihren Betrieb wieder aufnehmen. Als dann der Grundstein zum Aufbau einer eigenen Schwerindustrie gelegt war, konnte auch der Neuaufbau der Roten Flotte geplant werden. In dieser Zeit gehörten zum Bestand der Baltischen Rotbannerflotte neben der bereits 1900 vom Stapel gelaufenen „Aurora" drei Schlachtschiffe vom Typ „Gangut" („Oktjabr-

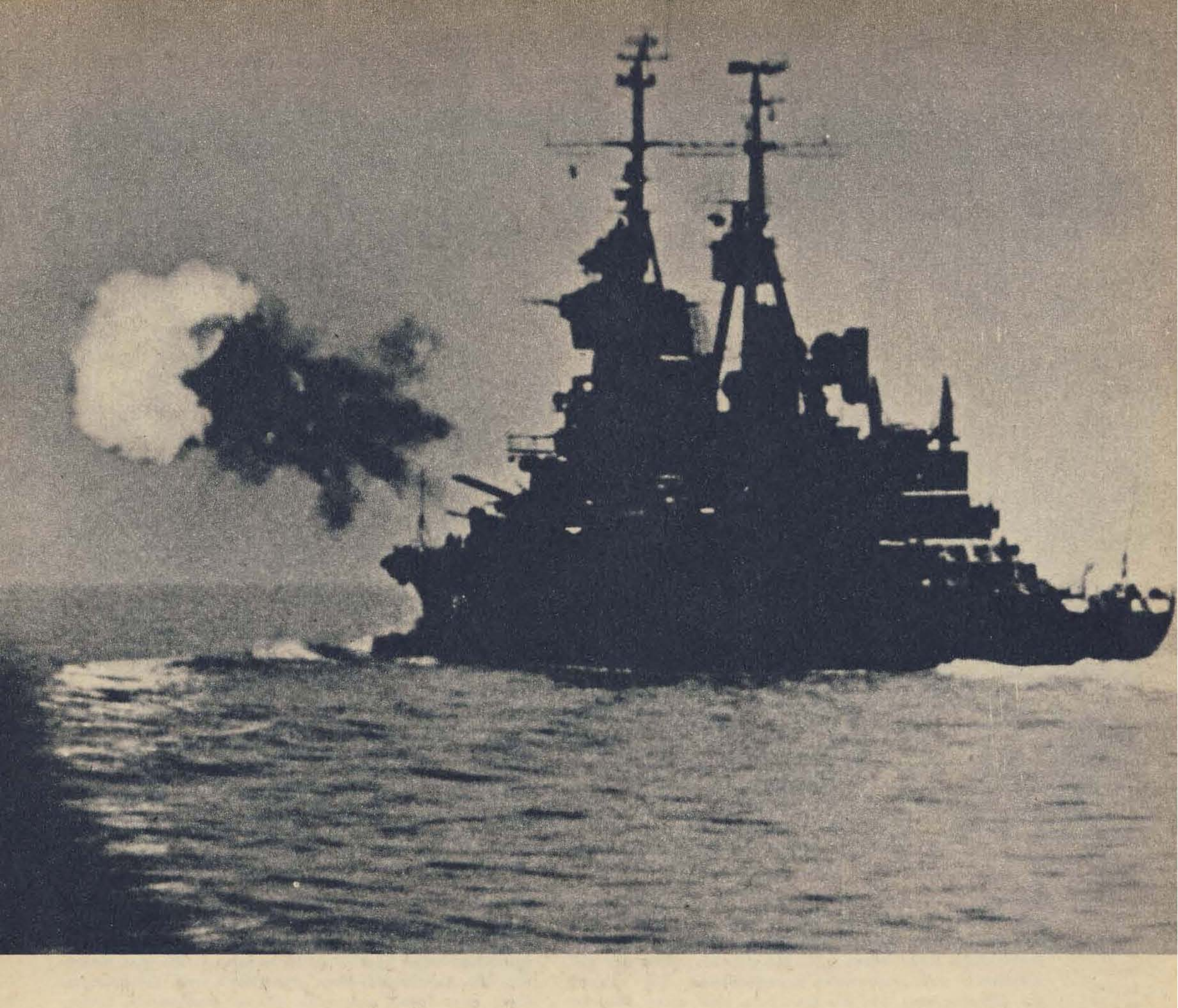
[1] S-Boot = Schnellboot oder Motortorpedoboot





skaja Revoluzia“, „Marat“ und „Parischskaja Kommuna“, Stapellauf 1911, 13 500 ts, 12 × 305 mm-SK[1], 23 sm/h) sowie mehrere Zerstörer und U-Boote. Fast alle überalterten Kreuzer, Torpedoboote und U-Boote wurden abgewrackt, desgleichen auch vier in Bau befindliche Schlachtkreuzer von je 32 500 ts, deren Material entsprechend der geplanten Flottenstruktur nützlicher verwendet werden konnte. Dagegen wurden von den bereits vor 1917 begonnenen Einheiten ein Schwerer Kreuzer („Krasny Kawkas“, 8030 ts, 4 × 180 mm SK, 4 × 102 mm und 4 × 75 mm Flak, 12 TR[2], 30 sm/h), zwei leichte Kreuzer („Krasny Krim“ und „Tscherwona Ukraina“, 6900 ts, 15 × 130 mm-SK, 6 × 102 mm und 4 × 75 mm Flak, 12 TR, 30 sm/h), sieben Zerstörer und zahlreiche U-Boote fertig gebaut.
Mit der zunehmenden ökonomischen Stärkung der Sowjetunion im Laufe des ersten Fünfjahrplanes (1928/32) erstarkte auch die Seekriegsflotte. So konnten mehrere Torpedoboote (Wachtfahrzeuge) und neue U-Boote gebaut werden. Im zweiten Fünfjahrplan (1933/37) schließlich erhielt die Rote Flotte, nun völlig modernisiert, zahlreiche kampfstarke Zerstörer (Typ „Gnewny“, 1600 ts, 4 × 130 mm, 2 × 75 mm Flak, 6 TR, 37 sm/h), U-Boote (Typ „Schtscha“, 600 ts), Hochsee-Minensucher (Typ „Fugas“, 500 ts, 1 × 100 mm, 2 × 45 mm Flak, 18 sm/h), Schnellboote und U-Jäger.
Neben den 1936/37 gebauten modernen Großzerstörern vom Typ „Moskwa“ (2900 ts, 5 × 130 mm, 2 × 75 mm und 2 × 37 mm Flak, 6 TR, 36 sm/h) erhielt die sowjetische Kriegsflotte mit dem 1937 vom Stapel gelaufenen Flottillenführer „Taschkent“ ein äußerst modernes Schiff dieser Klasse. Bei der Probefahrt erreichte die „Taschkent“ (2800 ts, 6 × 130 mm, 6 × 45 mm Flak, 9 TR) bei einer installierten Maschinenleistung von 120 000 PS eine Geschwindigkeit von 45,8 sm/h. Diese Leistung kam dem Schiff im Kriege sehr zustatten. Auf Grund ihrer unerreichten Geschwindigkeit überstand die „Taschkent“, die u. a. über 40 Versorgungsfahrten zwischen Sewastopol und Noworossisk zur Unterstützung der eingeschlossenen Festung ausführte, zahlreiche Luftangriffe der faschistischen Stukas (Ju 87) und Attacken der Schnellboote.
Der heimtückische Überfall des deutschen Faschismus auf die zunächst nur ungenügend vor-

[1] SK = Schnellfeuerkanone
[2] TR = Torpedorohr

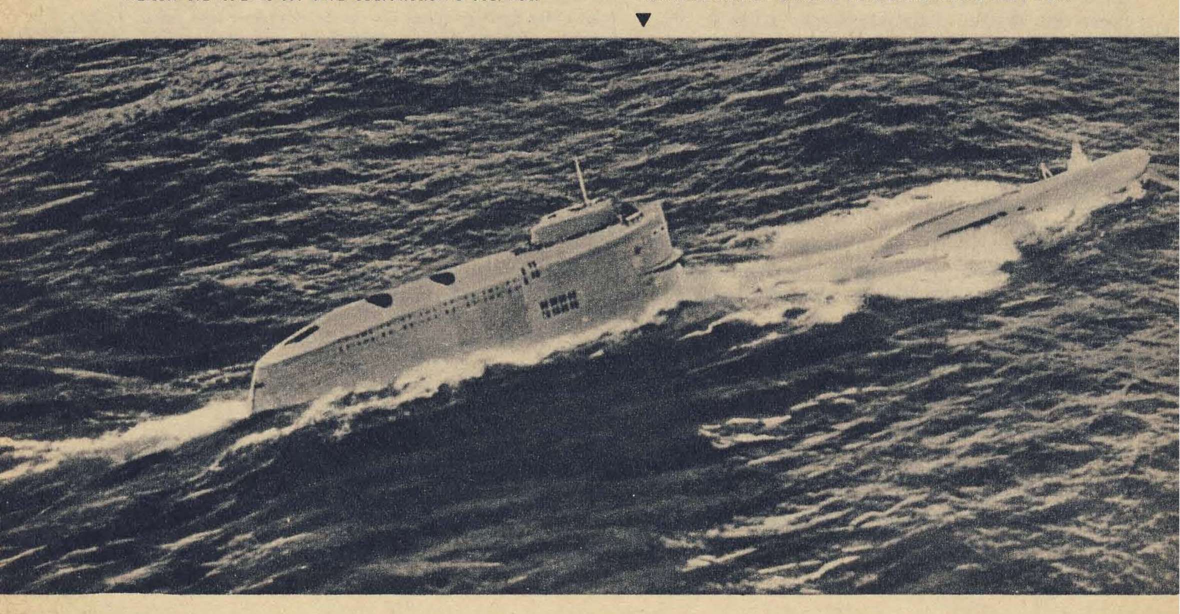


bereitete Sowjetunion setzte auch dem während des dritten Fünfjahrplanes (1938/42) geplanten Bau von Schlachtschiffen und Flugzeugträgern ein Ende. Die kampfkräftigsten Neubauten der Roten Flotte bei Kriegsausbruch waren drei schwere Kreuzer vom Typ „Kirow" (8300 ts, 5 × 180 mm, 6 × 100 mm und div. 37 mm Flak, 6 TR, 35 sm/h). Neben den drei deutschen schweren Kreuzern vom Typ „Admiral Hipper" waren die sowjetischen schweren Kreuzer „Kirow", „Maxim Gorki" und „Molotow" (später „Slawa") die damals modernsten Kreuzer. Alle übrigen führenden Seemächte besaßen bei Ausbruch des zweiten Weltkrieges nur schwere Kreuzer aus den 20er Jahren.
Wegen der langen Seegrenzen legte die Sowjetunion den Schwerpunkt auf den Bau besonders schneller Kriegsschiffe mit sehr präzise und schnell schießender Artillerie und Flak. Verschiedene Einheiten der Baltischen Flotte wurden mit ihrer weitreichenden Hauptartillerie zur Verteidigung Leningrads eingesetzt. Mit ihren Flak-Geschützen wehrten sie unzählige Luftangriffe des Gegners ab. Die Zerstörer und Geleiter unternahmen in engem Zusammenwirken mit der Roten Armee hervorragend angelegte Landungsoperationen und störten empfindlich den Nachschub des Gegners auf See. Ein besonderes Kapitel Heldenmut schrieben die Marineinfanteristen und zu Land kämpfenden Matrosen im Südabschnitt der Front. Mit der blanken Waffe stürmten sie die Stellungen des Gegners und warfen ihn.
Nach dem siegreichen Abschluß des Großen Vaterländischen Krieges an allen Fronten setzte auch in der sowjetischen Flotte, wie im ganzen Lande, die Periode des umfassenden Neuaufbaus ein. Nachdem die Kriegsschäden beseitigt waren und Häfen, Werften und Zulieferbetriebe wieder voll arbeiteten, hieß es, die Seestreitkräfte der UdSSR mit der neuesten Waffentechnik auszurüsten. In diesem Zeitraum begann vor allem der Ausbau der sowjetischen U-Boot-Waffe, die heute sowohl mit

Die Ausbildung in der sowjetischen Seekriegsflotte erfolgt unter Bedingungen, die der Wirklichkeit sehr nahe kommen. Dabei werden sowohl die konventionellen Waffen als auch die Raketensysteme eingesetzt. Dieses Ubungsschießen eines Kreuzers der „Swerdlow"-Klasse zeigt, daß die herkömmliche Artillerie durchaus noch Wert hat und noch nicht abgeschrieben ist.

▲
Die hier in historischen Uniformen, die Patronengurte über der Brust gekreuzt, den Nagan im Futteral, über den Roten Platz marschieren, setzen die revolutionären Traditionen ihrer Väter fort. Sie dienen heute der Sowjetmacht auf modernsten Kampfschiffen. Sie kennen die Ozeane und das Eis der Pole. Auf allen Meeren halten sie Wacht für ihre sozialistische Heimat.

Sowjetische Kernkraft-U-Boote unternahmen schon in den fünfziger Jahren Fahrten von über 30 000 Seemeilen – von der Arktis in die Antarktis und zurück – ohne aufzutauchen oder Spuren zu hinterlassen. Als das amerikanische Kernkraft-U-Boot „Nautilus" erste Erfahrungen unter dem Poleis sammelte, führten sowjetische Unterwassereinheiten bereits Verbandsfahrten dort aus.
▼



ihren konventionellen Diesel-Elektrobooten als auch mit Kernkraft getriebenen Raketen-U-Schiffen zur Hauptschlagkraft der vier Teil-Flotten wurde.

Auch die Überwasserschiffe blieben in der Entwicklung der Marinetechnik nicht zurück. Nachdem fünf Kreuzer vom Typ „Tschapajew" fertiggestellt waren, wurden ab 1952 mit dem Typ „Swerdlow" (15 000 ts, 12×150 mm, 12×100 mm und 32×37 mm Flak, 10 TR, 34 sm/h) die damals modernsten Kreuzer in Dienst gestellt. Eine beträchtliche Kampfkraft besitzen die Zerstörer vom Typ „Skory" und die danach folgenden vom Typ „Kotlin" (2850 ts, 4×100 mm und 16×45 mm Flak, 10 TR, 38 sm/h). Letztere gelten allgemein als der am besten gelungene konventionelle Zerstörertyp.

Mitte der 50er Jahre setzte durch die Einführung der Raketenbewaffnung die Periode der großen maritimen Umrüstung in der sowjetischen Flotte ein. Als erste große Kriegsschiffe erhielten die sowjetischen Kreuzer vom Typ „Kirow" an Stelle des achteren Drillingsturmes Abschußrampen für Schiff-Luft-Raketen.

In ständig zunehmendem Umfang wurden die neuesten Erkenntnisse des Schiffs- und Maschinenbaues, der Waffentechnik und Elektronik in der Flotte eingeführt. Die neuen Zerstörer, Geleitschiffe, U-Jäger, Schnellboote und Landungsschiffe erhielten funkmeßgesteuerte vollautomatische Geschütze mit hoher Feuergeschwindigkeit, neue Torpedos und Wasserbomben mit Zielsuch- und Eigensteuersystemen gegen U-Boote und neue wirkungsvollere Minen. Ein großer Teil der Über- und Unterwasserkriegsschiffe wurde mit Raketen bewaffnet. Sowohl bei den U-Booten mit herkömmlichem als auch mit Kernkraft-Antrieb hatte die sowjetische Seekriegsflotte im Gegensatz zu den westlichen Marinen sehr früh das Problem des Raketenabschusses aus der Unterwasserlage gelöst.

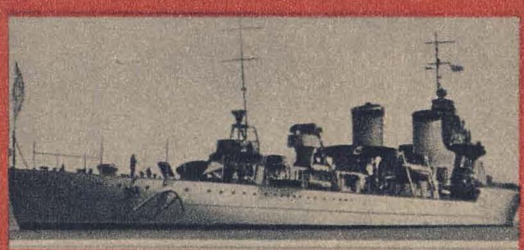
Vielen bekannt, da sie auch zum Bestand unserer Volksmarine gehören, sind die Raketenschnellboote, die mit ihren Flugkörpern der Klasse Schiff-Schiff und vollautomatischer Luftabwehrbewaffnung eine starke Kampfkraft bei geringster eigener Ziel- und Radarortungsfläche darstellen. Besondere Kampfkraft besitzen die sowjetischen Raketenzerstörer und -kreuzer (Typ „Warjag").

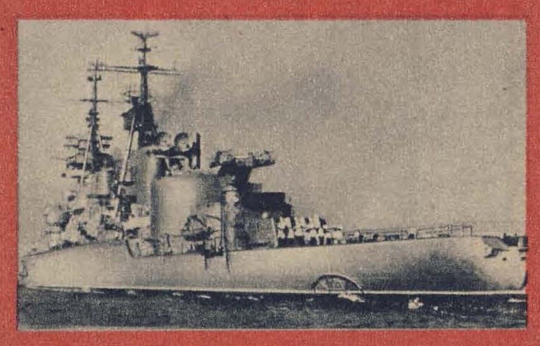
Das sind Kriegsschiffe, die wahrhaft schwimmende Raketensilos und elektronische Inseln darstellen.

Vor 50 Jahren wäre es keinem Admiral der „klassischen" Seemächte im Traume eingefallen, Sowjetrußland eine Chance zum Aufrükken in die führenden Seemächte einzuräumen. Heute müssen sich die Admiralitäten der imperialistischen Länder mehr als ihnen lieb ist, mit der Seekriegsflotte der UdSSR beschäftigen, nicht nur als einem Garanten für die Sicherheit des gesamten sozialistischen Lagers, sondern auch deshalb, weil sie in der modernen Marinetechnik im Weltmaßstab den Ton angibt.

Ing. E. Woitelle

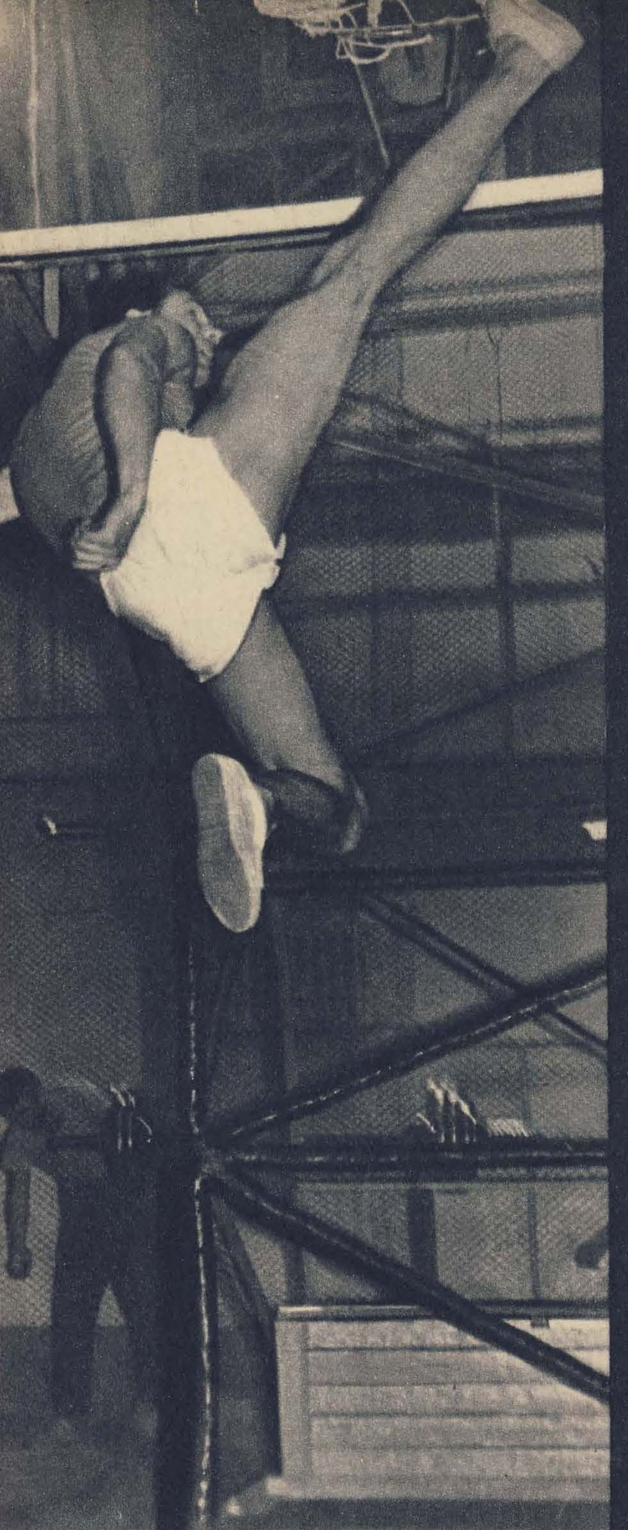








Die schwersten Kampfschiffe der jungen Sowjetmacht waren drei Schlachtschiffe aus dem Bauprogramm der zaristischen Kriegsmarine. Sie liefen 1911 vom Stapel. Ihre Panzerung betrug 38 bis 305 mm; eine starke Artillerie- und Flakbewaffnung wurde durch ein Seeflugzeug ergänzt. Bild 1 zeigt das Schlachtschiff „Marat" ex „Petropawlowsk".
Der Flottillenführer „Taschkent", Bild 2, wurde in den sowjetischen Frontberichten der Jahre 1941/42 oft erwähnt. Im August 1942 wehrte das Schiff einen von der deutschen I. Schnellboot-Flottille vorgetragenen Angriff erfolgreich ab. Ein feindliches Schnellboot wurde durch Artillerietreffer, ein weiteres durch Rammen versenkt. Die als „Heldenschiff" ausgezeichnete „Taschkent" wurde später von Bomben schwer getroffen und von der Besatzung gesprengt.
Die ersten raketentragenden Schiffe der sowjetischen Seekriegsflotte waren die Kreuzer der „Kirow"-Klasse. Sie waren mit Fla-Raketen ausgerüstet. Bild 3: Kreuzer „Dshershinski". Die Raketenkreuzer von heute sind internationale Spitze.



3,05 Meter hoch ist der Basketballkorb, den Waleri Brumel hier beim Training (ohne Sprungbrett!) mit dem Fuß berührt. Eine unwahrscheinliche Sprungkraft!

Schere - Rolle - Wälzer

In 51 Jahren 27 Zentimeter höher
Die größten Fortschritte brachte der Wälzer
Eine Betrachtung zum Hochsprung

Von Eberhard Bock

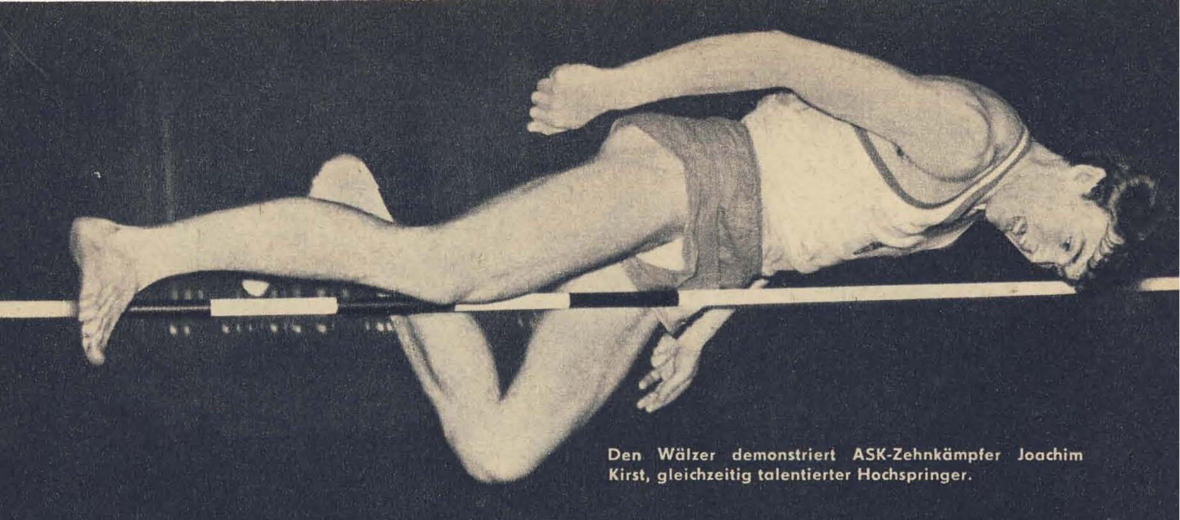
Sie konzentriert sich, streicht noch einmal das blonde, struppige Haar aus dem Gesicht und läuft an. Sieben Schritte, Absprung. Wie von einer Feder in die Luft geschleudert, schnellt der zierliche Mädchenkörper in die Höhe, wälzt sich über die schwarz-weiß gestrichene Latte. Sylvia Kandziorra, gerade 13 Jahre alt, ist soeben DDR-Rekord für Schülerinnen gesprungen. 1,65 m – noch bei den Olympischen Spielen in Helsinki 1952 hätten sie dem jungen Talent die Silbermedaille im Hochsprung der Damen eingebracht. Heute genügten sie bei einer internationalen Meisterschaft nicht einmal mehr zur Qualifikation. Die Entwicklung ist auch im Hochsprung, wie in allen Disziplinen der Leichtathletik, mit Siebenmeilenstiefeln vorangeschritten.

Als die IAAF, der internationale Leichtathletikverband, 1912 daranging, offiziell Weltrekorde zu führen, da nahm sie die 2,01 m des amerikanischen Studenten George Horine in die Rekordliste auf. Heute gibt es allein in der Sowjetunion ein halbes Dutzend 15jähriger, die diese Höhe bereits meisterten, und der Weltrekord des sowjetischen Olympiasiegers Waleri Brumel steht auf 2,28 m.

Der von Horine demonstrierte Scherensprung-Stil und die aus ihm entwickelten Varianten – der Oberkörper blieb dabei stets nahezu aufrecht über der Latte – ließ eine wesentliche Leistungssteigerung nicht zu. Bis 1923 gelang lediglich eine Weltrekordverbesserung um einen Zentimeter. So fand der 1924 von Harold Osborne bei den Olympischen Spielen in Paris gezeigte kalifornische Rollstil, bei dem der Springer seitlich über die Latte rollte, schnell seine Nachahmer.

30 Jahre lang „rollten" nun die Hochspringer. Langsam, Zentimeter um Zentimeter, ging es höher. 1952 schließlich sprang Walter Davis, ein 2,04 m großer USA-Student, 2,12 m hoch.

Elf Zentimeter in 40 Jahren? Eine magere Bilanz, selbst wenn man berücksichtigt, daß durch die imperialistischen Kriege die Entwicklung in vielen Ländern beträchtlich gehemmt wurde. Mit



Den Wälzer demonstriert ASK-Zehnkämpfer Joachim Kirst, gleichzeitig talentierter Hochspringer.

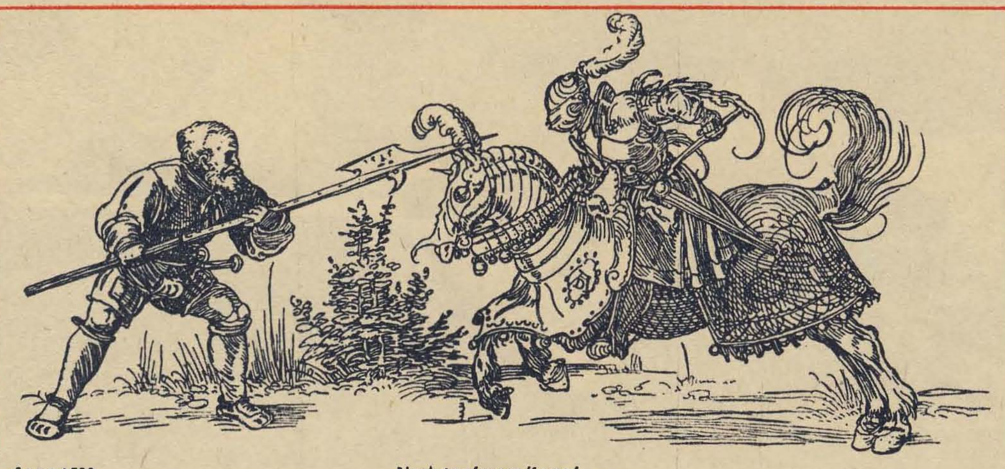
dem von dem schwedischen Europameister von 1954, Bengt Nilsson, erfundenen Bauch- oder Tauchwälzer aber kam der große Ruck nach vorn. Zum Unterschied zu den bisherigen Stilarten, bei denen stets die Beine zuerst über die Latte gingen, bringt der Springer jetzt zuerst den Oberkörper und ein Bein hoch, taucht hinter der Latte sofort nach unten und zieht das andere Bein nach. Er „wälzt" sich also tatsächlich über die Latte.

In den nächsten neun Jahren schraubten vier Springer den Rekord bis auf 2,28 m. Erstmals in der Geschichte der Hochsprung-Weltrekorde trug sich dabei 1957 mit Juri Stepanow ein sowjetischer Springer in die Rekordliste ein. 2,169 m lautete seine Leistung. Eine jahrzehntelange Vorherrschaft der Amerikaner war gebrochen. Und nicht nur durch Stepanow. Mit Kaschkarow und Sitkin rangierten zwei weitere sowjetische Springer mit 2,15 und 2,14 m dicht hinter ihm.

Die von ihrem Thron gestoßenen Amerikaner glaubten eine Erklärung für diese sensationelle Entwicklung in den Sprungschuhen, die die sowjetischen Springer benutzten, gefunden zu haben. Diese wiesen nämlich eine gegenüber einem normalen Schuh verdickte Sohle auf. Das Wort vom Katapultschuh kam auf, und bald wetteiferten die Springer aller Länder in der Stärke der Sohlen, die sie unter ihren Schuhen trugen. Bis zu neun Zentimeter starke Sohlen wurden festgestellt. Dabei vergaßen die Yankees, daß diese Idee nicht von Stepanow stammte, sondern daß Jahre zuvor bereits der Amerikaner Ernie Shelton mit einem Leichtmetallgerüst unter dem Sprungschuh experimentiert hatte. Die IAAF bereitete dem ganzen Spuk ein rasches Ende und legte fest, daß die Sohlenstärke nur noch 1,31 cm betragen dürfe. Bald jedoch zeigte es sich, daß es nicht die Schuhe waren. Die sowjetische Sprungschule trumpfte bei den Olympischen Spielen in Rom ganz groß auf. Schawlakadse und der 18jährige Waleri Brumel bezwangen den hohen Favoriten John Thomas (USA), der vor den Spielen den Weltrekord auf 2,22 m verbessert hatte.

Mit der Gründlichkeit des Wissenschaftlers hatte der sowjetische Hochsprungtrainer Wladimir Djatschkow vor allem immer wieder den Absprung und die Anlaufgestaltung studiert. In der Folgezeit wurde Brumel zur überragenden Persönlichkeit unter den Hochspringern der Welt. Über die Stationen 2,23, 2,24, 2,25, 2,26 und 2,27 m steigerte er den Rekord bis auf 2,28 m, holte sich in Tokio die Goldmedaille und hätte die Rekordmarke sicherlich auch noch über die 2,30-m-Marke gesetzt, hätte nicht ein tragischer Verkehrsunfall seine noch lange nicht abgeschlossene Entwicklung gestoppt. Auf den Sprung über 2,30 m wird man dadurch wohl noch einige Zeit warten müssen. Auf jeden Fall wird bei der jetzt erreichten Weltrekordhöhe jede weitere Steigerung, und sei es nur um einen Zentimeter, sehr schwer fallen.

Diese Zahlen sind für unsere Springer utopisch. Unsere Besten haben sich zunächst 2,20 m als großes Ziel gesetzt. Aber auch bis dorthin ist der Weg noch weit. Werner Pfeil, der 30jährige DDR-Hochsprung-Senior, schraubte 1966 unseren Rekord auf 2,15 m, Rudi Köppen folgt mit 2,14 m, dann kommt schon ASK-Zehnkämpfer Joachim Kirst, der mit 2,08 m auch ein guter Hochspringer ist. Danach ist aber Schluß, und ein Springer mit 2,00 m gehört heute bei uns immer noch zur weiteren Spitzenklasse. Eine intensive Nachwuchsförderung soll das nun ändern. Auch beim ASK Vorwärts hat eine Arbeit auf weite Sicht eingesetzt. Herbert Hoffmann, vor mehr als einem Jahrzehnt selbst ein guter Hoch- aber noch besserer Weitspringer, hat eine Gruppe hoffnungsvoller Athleten um sich geschart. Dabei hofft er besonders auf den 18jährigen Wolfgang Hübner, der, wie Verbandstrainer Klaus Gehrke meint, von der Veranlagung her das Talent von Werner Pfeil übertrifft. Doch das ist Zukunftsmusik. Vorerst heißt es 2,10 m oder 2,12 m anzusteuern. „Da beginnt erst der Hochsprung", wie unser Altmeister sagt.



Anno 1500 — Nach tapferem Kampf . . .

Die aktuelle Umfrage

Soldat auf Zeit was nun ?

Es war einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste; er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart", sprach er, „das lass' ich mir nicht gefallen, finde ich die rechten Leute, so soll mir der König noch die Schätze des ganzen Landes herausgeben."

Und der Soldat in Grimms Märchen machte seine Worte wahr. Mit viel List und der Hilfe von fünf außergewöhnlichen Gesellen nahm er dem undankbaren König — Strafe muß sein! — eine ganze Tonne Gold und noch siebentausend Ochsengespanne mit Edelsteinen ab. Die Sechs brachten den Reichtum heim, teilten ihn gerecht unter sich auf und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Um den „abgedankten Soldaten", wie die Brüder Grimm ihn nennen, geht's auch hier. Und zwar speziell um jene Genossen, die freiwillig drei oder mehr Dienstjahre als Soldaten auf Zeit geleistet und sich folglich das Recht auf die besondere Anerkennung der Gesellschaft erworben haben.

Als der Märchen-Soldat ausgedient hatte, ging er voller Zorn in den Wald, dieweil er nicht wußte, wohin sonst er seine Schritte lenken sollte; schließlich war mit den drei Hellern nicht viel anzufangen.

Die (Zeit-) Soldaten unserer Tage gehen nach drei Jahren zunächst mal mit einem „Zehrgeld" nach Hause, das den Dienstbezügen eines halben Monats entspricht. Wohin der Weg dann weiter führt, ist individuell sicherlich verschieden, jedoch nicht ungewiß — selbst wenn Maat Werner Hölzenbach, 23, noch hin- und herschwankt und nicht recht zu sagen vermag, welches der drei Angebote, die ihm gemacht wurden, er nun annehmen soll. Auch die elf (9%) von 121 Befragten, die sich noch nicht entschieden haben, wo sie nach ihrer Entlassung eine Arbeit aufnehmen werden, haben offensichtlich keine Bange, etwas Geeignetes zu finden.

Wie der Jäger im Märchen, der dem auf Rache sinnenden Krieger hilft, den König zu überlisten, und der einer Fliege auf zwei Meilen das linke Auge herausschießen kann, haben auch die meisten Soldaten auf Zeit feste (Berufs-) Ziele im Auge.

Kurz und bündig erklärt Gefreiter Gerhard Perkampus, 21: „Ich werde studieren!" Unteroffizier Hubert Latteck, 21, will seine bei der NVA erworbenen Funk-Kenntnisse dazu benutzen, endgültig in diesen Beruf umzusteigen — „möglichst bei der Interflug oder in der Seeschiffahrt." Unterfeldwebel Gerd Lange, 23, geht nach Roßwein, in die PGH „Elektro". „Sie bietet

mir selbständige Arbeitsmöglichkeiten, eine gute Perspektive und ist an meiner beruflichen Weiterbildung interessiert. Ich werde den Abschluß der zehnten Klasse nachholen und später dann einen Meisterlehrgang besuchen."

Auf den Stabsmatrosen Dirk Brandmohl, 25, warten eine Berliner Schulklasse sowie ein Fernstudium als Oberstufenlehrer. Unterfeldwebel Bernd Leichsenring, 21, hat bereits einen Qualifizierungsvertrag zum Meister in der Tasche und hofft, danach sein „Wissen an der Fachschule für Elektronik und Datenverarbeitung vervollkommnen zu können". Unterfeldwebel Hans-Jürgen Ahlborn, 22, will sich auf die Schwachstromtechnik spezialisieren, Unterfeldwebel Wilfried Rümmler, 22, auf dem Gebiet der Fließtextilien und Stabsgefreiter Harald Siebert, 24, auf dem der Schweinezucht.

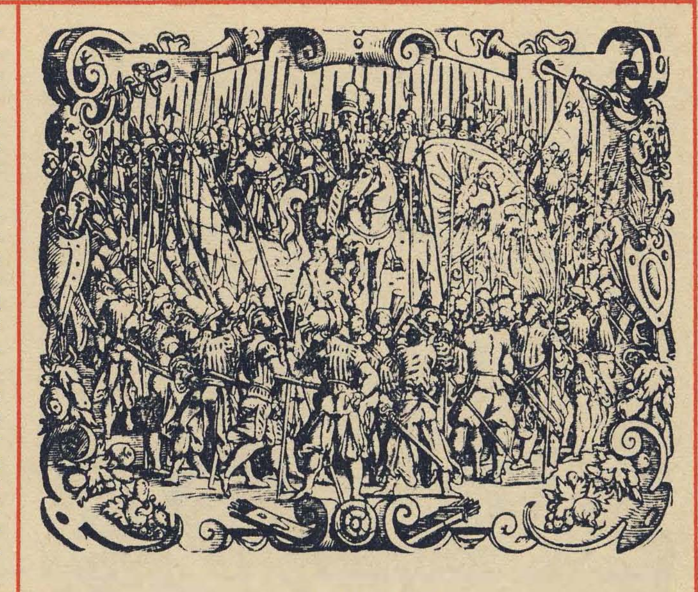
Summa summarum kennen 91% von 121 befragten Genossen den Weg recht genau, den sie nach ihrer Versetzung in die Reserve einschlagen werden. Er führt bei

46% in den alten Betrieb zurück, mit dem sie enge Verbindung halten;
23% zum Hoch- und Fachschulstudium, wofür die meisten bereits immatrikuliert sind;
17% in einen neuen Betrieb, mit dem sie schon einen Arbeitsvertrag abgeschlossen haben;
5% zur Deutschen Volkspolizei, zur Zollverwaltung oder in andere staatliche Organe.

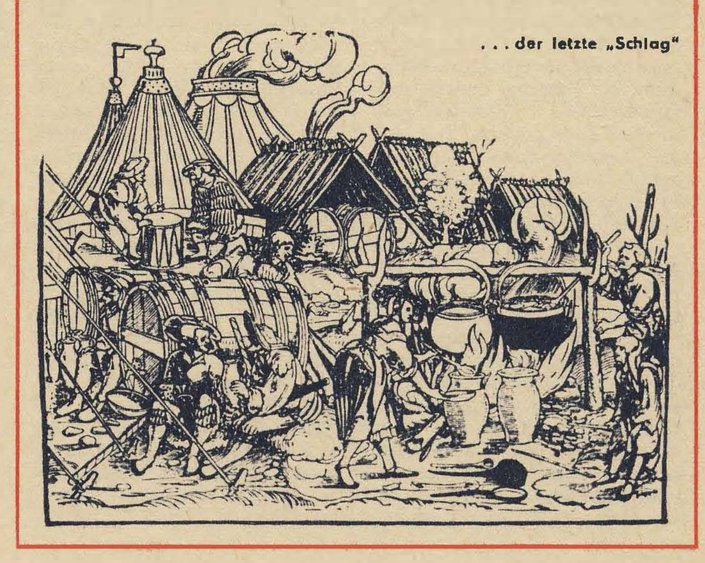
Wenn ihr letzter Diensttag gekommen ist, haben sie drei Jahre lang oder länger ihr Können und ihre Kraft für die Landesverteidigung der Republik zur Verfügung gestellt. Die sozialistische Gesellschaft honoriert ihren freiwilligen Waffendienst, indem sie sich um ihr berufliches Fortkommen sorgt und sie auf verschiedenen Gebieten bevorzugt unterstützt. Die Förderungsverordnung gibt dafür die wesentliche gesetzliche Grundlage.

Fragt man allerdings danach, werden erhebliche Unterschiede deutlich. Während Unterfeldwebel Günter Kalcher, 23, und Unteroffizier Karl Heinz Harsdorf, 21, sich diesbezüglich ganz gut auskennen, weiß Unterfeldwebel Ferdinand Zehetbauer, 23, „nichts" über seine rechtlichen Ansprüche. Auch Unterfeldwebel Roland Soboll, 23, muß gestehen: „Leider bin ich darüber nicht genau informiert."

Zu den Sechsen, die (im Märchen) durch die ganze Welt kommen, gehört auch ein „Laufer". Mitunter schnallt



... der letzte Appell



... der letzte „Schlag"





. . . der letzte Sold

er sich ein Bein ab. Denn: „Wenn ich mit zwei Beinen laufe, geht's geschwinder, als ein Vogel fliegt".
Solch einen „Laufer" möchte man schon haben. Und sei's, um herauszubekommen, wo in manchen Einheiten das Gesetzblatt mit der Förderungsverordnung geblieben ist oder in wessen Schreibtisch es einen Schonplatz einnimmt. Schließlich hat es jeder Vierte aller Befragten überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen; 34% kennen es nur auszugsweise. Signalisierend sollte ferner wirken, daß 55% der Genossen nicht oder nicht genau wissen, wohin sie sich in ihrem Truppenteil wenden müssen, um die Förderungsverordnung einzusehen.
Kompaniechefs wie Hauptmann Rudi Kootz, 34, findet man – bedauerlicherweise – nicht allzu häufig. Lange vor dem Entlassungstermin setzt er sich mit seinen Unteroffizieren zusammen. „Zwar", so berichtet er, „kann sich jeder die Förderungsverordnung beim Hauptfeldwebel ausborgen, aber erfahrungsgemäß ist es nicht jedermanns Sache, Gesetzesparagraphen zu lesen und in ihrer vollen Bedeutung zu verstehen. Deshalb eben unterhalte ich mich mit den Genossen – frei und ungezwungen. Dabei kommen viele Fragen zur Sprache. Besonders von den Unteroffizieren, die von der Schulbank weg zur Armee gegangen sind und erst jetzt vor einer Berufsentscheidung stehen. Mit Worten und juristischen Erklärungen allein ist da nichts gemacht. Man muß etwas unternehmen. Also gebe ich ihnen Gelegenheit, mit einem Betrieb, für den sie sich interessieren, persönliche Verbindung aufzunehmen und konkrete Arbeitsvereinbarungen abzuschließen. Von mir werden sie genau instruiert, was sie für Ansprüche haben; z. B. hinsichtlich der Dienstzeitanrechnung, der Facharbeiterausbildung, der Lohn-Einstufung, der Einarbeitungszeit usw. Es kann ja vorkommen, daß jemand versucht, sie übers Ohr zu hauen. Viele Briefe zeigen mir, daß diese Aussprachen den inzwischen entlassenen Genossen geholfen haben."

Wie gesagt. das findet man nicht überall. Obwohl die Förderungsverordnung gerade auch die Vorgesetzten verpflichtet, den Soldaten auf Zeit beim Übergang in das Berufsleben tatkräftig zu helfen.
Major Helmut Kremm, 33, dem es – nach dem Urteil des Stabsgefreiten Kurt Reinhardt, 22 – „bisher ziemlich egal ist, wie seine Soldaten auf Zeit den Anschluß ans Zivilleben finden", sollte daraus lernen. Ebenso Oberleutnant Uwe Lebus, 28, der „diese Fragen", wie er selbst eingestehen muß, „noch nicht so gesehen hat". Hauptmann Werner Keibel, 37, tut's; er berücksichtigt dabei auch „die persönlichen Neigungen der Genossen", setzt sich für sie ein und „bei Notwendigkeit mit dem Wehrkreiskommando in Verbindung". „Nur im gemeinsamen Bemühen", erklärt Oberstleutnant Fritz Ahlenberger, 45, „läßt sich verwirklichen, was die von unserem Staat geschaffene Förderungsverordnung gerade für die entlassenen Soldaten auf Zeit festlegt. Im Militärischen kennen wir den Begriff des Zusammenwirkens. Er hat auch hier seine Gültigkeit und schließt die Verantwortung der Truppenteile ebenso ein wie die des Wehrkreiskommandos und der Betriebe."
Im Märchen stößt der „Abgedankte" auf einen Gesellen, der – setzt er seinen Hut gerade auf – damit einen gewaltigen Frost heraufbeschwört, so daß „die Vögel unter dem Himmel erfrieren und tot zur Erde fallen".
Und heute? Auf welches Entgegenkommen trifft der entlassene Soldat auf Zeit hier und heute in den Betrieben,



an den Hoch- und Fachschulen, in der Landwirtschaft? „Frostig ist sie jedenfalls nie und nimmer“, urteilt Unteroffizier d. R. Dieter Loßnitzer, 26. „Im VEB Blechwarenfabrik Marbach“, entgegnet Feldwebel d. R. Kurt Franke, 27, „wo ich nach meiner Entlassung begann, wird viel getan, um den entlassenen Soldaten auf Zeit weiterzuhelfen und sie zu fördern. Die Arbeitskollegen und auch der Werkleiter taten für mich, was sie konnten.“ „Als ich vor der Entlassung stand“, erzählt Unterwachtmeister d. R. Willy Rösch, 25, „hatte ich zwar etwas ‚Bammel‘, ob ich im Betrieb auch wieder klarkommen würde; doch der Empfang und die Bereitschaft, mir unter die Arme zu greifen, waren derart gut, daß alle meine heimlichen Bedenken verflogen sind.“

Das zahlenmäßige Resultat einer Befragung von 211 Reservisten vermittelt ein ähnlich (freundliches) Bild: 97 % der ehemaligen Soldaten auf Zeit heben die herzliche Aufnahme hervor sowie die helfenden Hände, die sich ihnen verständnisvoll entgegenstreckten und es ihnen erleichterten, nach den drei oder mehr Dienstjahren bei der Nationalen Volksarmee beruflich wieder Fuß zu fassen und – was nicht vergessen werden soll – gut zu verdienen. So nüchtern diese Zahl ist, so bestätigt sie doch auf eindrucksvolle Weise das Wort der Partei von der sozialistischen Menschengemeinschaft, die in unserer Republik entstanden, in der einer für den anderen da ist.

Dokumente vielfältiger Art türmen sich auf meinem Schreibtisch: Patenschafts- und Betriebskollektivverträge, Briefe, Berichte, Protokolle, Qualifizierungsverträge, Förderungsvereinbarungen, Beurteilungen, Immatrikulationsbescheide, Arbeitsverträge und so weiter und so weiter. Es vermag viele Geschichten zu erzählen, dieses Papier. Wie die Bitterfelder Braunkohlenkumpel sich um ihre in der NVA dienenden Kollegen kümmern und lange vor der Entlassung ihre Berufswünsche erforschen. Wie die Rostocker Schiffsbauer ihren zurückkehrenden Längerdienenden erfahrene Facharbeiter zur Seite stellen und sie betreuen. Wie die Leunawerker den Dreijahresdienst ihrer Betriebsangehörigen mit ansehnlichen Prämien würdigen und ihnen helfen, sich einzuarbeiten. Wie die Johannisthaler Kopierwerker sich um die Qualifizierung der entlassenen Soldaten auf Zeit bemühen ...

Der Soldat in Grimms Märchen mußte mit List und der Hilfe von fünf außergewöhnlichen Verbündeten um sein Recht kämpfen. Der NVA-Soldat, und namentlich der Soldat auf Zeit, hat sie nicht nötig. Denn keiner ist über ihm, der seine Dienste für ihm fremde Interessen benutzt und sie überdies noch mit Undank vergilt. Und schließlich hat er bereits Verbündete: Die Partei der Arbeiterklasse, seinen Staat der Arbeiter und Bauern, unsere sozialistische Menschengemeinschaft. Kann er sich bessere überhaupt wünschen?

Ihr

Karl Heinz Freitag

Paragraphenquerschnitt durch die Förderungsverordnung

(Ansprüche der Soldaten auf Zeit)

Die Förderungsverordnung regelt die rechtlichen Ansprüche der entlassenen Armeeangehörigen. Zusammen mit der 1. Durchführungsbestimmung ist sie im „Gesetzblatt der DDR“, Teil II, Nr. 147/1966 enthalten; die 2. Durchführungsbestimmung findet sich im GBl., Teil II, Nr. 113/1967. Für die Soldaten auf Zeit ist u. a. folgendes festgelegt: Während des aktiven Wehrdienstes ruht ihr Arbeitsrechtsverhältnis. Es darf ihnen in dieser Zeit nicht gekündigt werden. Die Betriebe haben eine ständige enge Verbindung mit ihnen zu halten; ihre Familien haben Anspruch auf die Hilfe und Unterstützung der Betriebe. Die entlassenen Soldaten auf Zeit sind in ihrer beruflichen Entwicklung besonders zu fördern; dazu sind mit ihnen – während oder nach dem Wehrdienst – konkrete Vereinbarungen abzuschließen. Sofern ihre Ausbildung bei der NVA in den wesentlichsten Merkmalen mit einem zivilen Ausbildungsberuf übereinstimmt, können sie kurzfristig an den entsprechenden Facharbeiterprüfungen teilnehmen; mit einer Bestätigung über den erfolgreichen Abschluß des Polit-Schulungsprogramms der Unteroffiziere sind sie von der Staatsbürgerkundeprüfung befreit. Die 2. Durchführungsbestimmung enthält außerdem spezielle Festlegungen über den Erwerb von Abschluß- und Befähigungszeugnissen für die Seeschiffahrt bzw. Hochseefischerei durch Soldaten auf Zeit der Volksmarine, über die staatliche Anerkennung als Krankenpfleger für Sanitätsunteroffiziere sowie über den verkürzten Ausbildungsweg zum Berufskraftfahrer. Die NVA-Dienstzeit der Soldaten auf Zeit ist im ersten Arbeitsrechtsverhältnis nach der Entlassung auf die Zeit der Betriebszugehörigkeit anzurechnen; das trifft auch zu, wenn sie unmittelbar nach ihrer Versetzung in die Reserve studiert oder bis zu 6 Monaten eine andere Tätigkeit aufgenommen haben. Wer innerhalb eines Jahres nach der Entlassung studieren will und die dafür nötigen Voraussetzungen mitbringt, wird vorrangig zugelassen; bei vollendeter dreijähriger Dienstzeit bekommt er ein Zusatzstipendium von 80 Mark. Den im Herbst entlassenen Genossen wird garantiert, daß sie ihr Studium noch im gleichen Jahr aufnehmen können; ihnen ist durch entsprechende Bildungsmaßnahmen zu helfen, den bis zum Studienbeginn versäumten Stoff nachzuholen. Soldaten auf Zeit, die vor ihrer Einberufung noch in keinem Arbeitsrechtsverhältnis standen, sind geeignete Arbeitsplätze nachzuweisen; sie erhalten vor ihrer Entlassung die Möglichkeit, einen Arbeitsvertrag abzuschließen. Kann ein entlassener Soldat auf Zeit die vorgesehenen Arbeitsnormen nicht sofort erfüllen, so ist eine Einarbeitungszeit bis zu 6 Monaten zu vereinbaren; werden leistungsabhängige Lohnformen gezahlt, erhält er in dieser Zeit einen finanziellen Ausgleich bis zur Höhe des Durchschnittsverdienstes anderer Werktätiger mit vergleichbarer Tätigkeit. Entlassenen Soldaten auf Zeit mit mehr als drei Dienstjahren ist am Arbeitsort – entsprechend der örtlichen Wohnraumlage – geeigneter und ausreichender Wohnraum zuzuweisen; das betrifft auch jene Genossen, die unmittelbar nach ihrer Entlassung studiert haben und erst dann den Wohnsitz wechseln. Außerdem gilt diese Festlegung auch für Städte und Orte, in denen der Zuzug eingeschränkt ist.



Vom Lauf des Bundeswehrsoldaten

Von Oberstleutnant H. Huth

4 Uhr früh in einer Julinacht. Die 4. Kompanie eines Bundeswehraufklärungsbataillons wird aus den Betten geholt. Alarm!

Ab geht es – teils zu Fuß, teils auf Fahrzeugen – in den Verfügungsraum des Bataillons, einen 2–3 Kilometer entfernten Wald. Hier werden die Zugführer in die Lage eingewiesen. Dann heißt es: „Aufsitzen!" Der 2. Zug, der zu Fuß heranmarschiert war, besteigt fremde, ja fremdartige, kastenförmige Fahrzeuge mit fremden Fahrern am Lenkrad. Das ist gegen 4 Uhr 40.

Fünf bis sechs Stunden dauert die Fahrt. Aus den geschlossenen Mannschaftsräumen gibt es keinen Blick hinaus. Die Soldaten sitzen und sind völlig im Dunkeln. Fünf bis sechs Stunden lang. Dann ist Halt. „Absitzen!"

Eine unbekannte Gegend, stellen die Soldaten fest. Und ein unbekannter Oberst ist plötzlich mit von der Partie. Und er läßt scharfe Munition verteilen, die auf den Fahrzeugen mitgeführt wurde, 100 Schuß je Mann. Und was er dann zu den Soldaten spricht, ist erst recht

nicht dazu angetan, die Gesichter zu glätten: „Ernst der Lage ... nur noch 20 Kilometer bis Berlin ... Truppen der ostzonalen Volksarmee in Westberlin eingedrungen ... müssen Westberlin entsetzen ... Bataillon folgt 10–15 Kilometer zurück ... Aufgabe des Zuges: das Gelände 5–6 Kilometer Richtung Berlin aufklären ... bei Feindberührung ..."
Nein, die Gesichter sind alles andere als geglättet. Doch waren die Falten anfangs Zeichen der Übernächtigung, des Ärgers oder der Neugier, so offenbaren sie jetzt Unruhe, ja Angst. Auch der Letzte ist plötzlich hellwach. Und was werden sie tun? Den Befehl ausführen? Das Gelände 20 Kilometer vor Berlin aufklären?

•

Unterbrechen wir für einige Augenblicke den weiteren Verlauf dieses psychologischen Tests der Bundeswehrführung auf die Aggression gegen die DDR. Fragen wir einige ehemalige Bundeswehrangehörige, die Westdeutschland den Rücken kehrten und im vergangenen Jahr in die DDR kamen, wie s i e gehandelt hätten. Oder anders formuliert: „Hätten Sie und Ihre Kameraden im Ernstfall auf Deutsche geschossen – wenn ja, warum?"
Die Probe wurde gemacht. Vorweg waren einige andere Fragen gestellt, die für das geistige Bild des Bundeswehrangehörigen aufschlußreich sind. Dabei wurde den ehemaligen Bundeswehrangehörigen gesagt: „Bitte beantworten Sie die Fragen gewissenhaft, offen und ehrlich. Schreiben Sie so, wie Sie v o r Ihrem Übertritt gedacht und geurteilt haben und nicht, wie Sie es heute tun!"

„Welche militärischen Traditionen wurden in Ihrer Einheit gepflegt?"

Es sind landauf-landab die deutschen militaristischen Traditionen, besagten die Antworten. Wobei solche Eliteverbände wie die Marine, die Luftwaffe, die Fallschirmjäger diese Traditionen besonders hegen und pflegen. So sind zum Beispiel in der Kaserne Neustadt die von der U-Bootlehrgruppe belegten Gebäudeblocks nach den bekanntesten deutschen U-Boot-Fahrern des ersten und zweiten Weltkrieges „Block Weddigen" und „Block Prien" benannt. So versammeln sich alljährlich die alten und jungen Fallschirmjäger am „Denkmal der Kreta-Kämpfer", und die Berichte und Fotos davon lassen keinen Zweifel: Das sind keine stillen Totenfeiern in Erinnerung an die Opfer eines verbrecherischen Krieges; das sind alljährliche Feste auf die Annexion der Mittelmeerinsel im zweiten Weltkrieg. Da herrscht ein gegenseitiges Auf-die-Schulter-klopfen. „Was waren wir doch für Kerle, Jungs! Machts ebenso."
Der Bonner Kriegsminister Schröder meinte

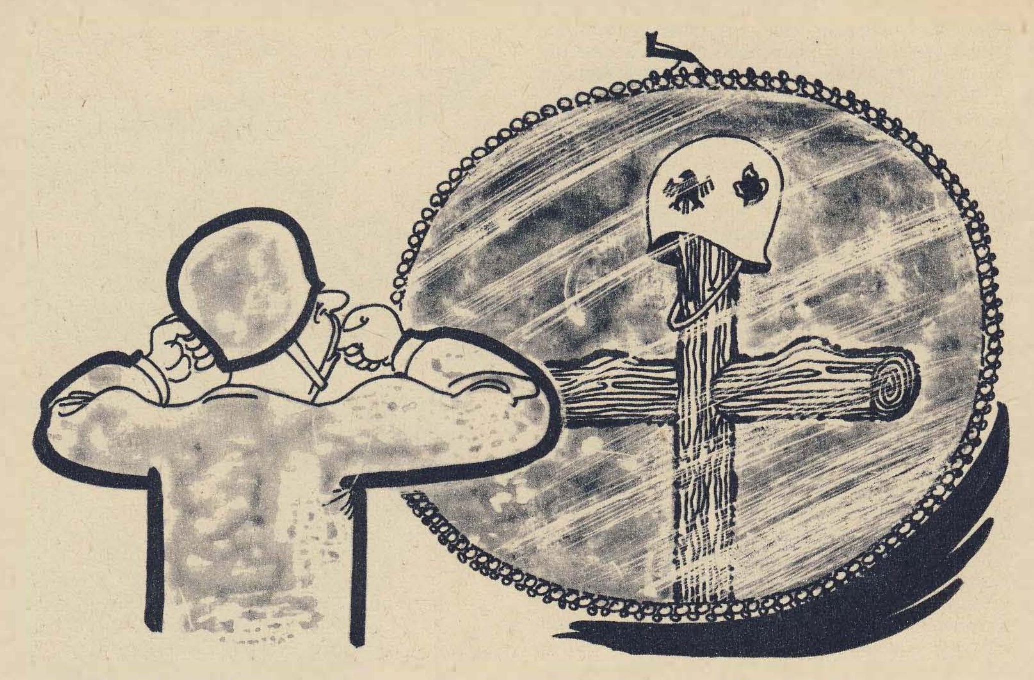


Wir werden weiter marschieren ...

kürzlich: „Wir müssen den Mumm haben, Männer zu ehren, die ihrem Lande treu gedient haben." Ihrem Lande gedient – auf Kreta? Wenn man den Fallschirmjägern der Bundeswehr also befähle, 20 Kilometer vor Berlin oder Warschau abzuspringen – das wäre Aggression? Papperlapapp. Das wäre ‚Dienst am eigenen Lande'! Es ist die alte Melodei: Sie sprechen vom Vaterland – und meinen die Interessen des Vaters Kapital.

„Worüber unterhielt man sich im Kreis der Soldaten?"

„Über Fußball, Frauen und Filme", sagte einer und sprach für fast alle. Leicht abgewandelt tauchen diese drei „Fs" bei allen auf. Hinzu kommt noch häufig als Gesprächsthema die spätere Rückkehr in das zivile Leben. Übereinstimmend jedenfalls, das „Nein" oder „Kaum"



„Spieglein, Spieglein an der Wand – wer ist der Stärkste im deutschen Land?"

Zeichnungen: Klaus Arndt

auf die Frage: *„Beschäftigt sich der Soldat von allein mit wehrpolitischen Fragen?"* Die meisten sind nicht sonderlich an politischen Themen interessiert. Und so finden sie alle zu der gleichen Lektüre.

„Welche Tageszeitungen, Zeitschriften und Illustrierten haben Sie als Soldat regelmäßig gelesen?"

Ausnahmslos bei allen an erster Stelle steht „Bild". Es ist jenes Springerblatt, das, wie ein westdeutscher Schriftsteller schrieb, seine Leser „dumm wie die Hühner und reißend wie die Wölfe macht". Das ist das Millionenblatt des Millionärs Axel Springer, auf dessem Westberliner Verlagshaus die Filmkameras aufgefahren waren, als unser Genosse Reinhold Huhn während der Ausübung seines Grenzdienstes ermordet wurde. Es ist jenes Blatt, das aus der israelischen Aggression diese Schlußfolgerung für die Bundeswehr zog: „Zweieinhalb Millionen Israelis haben die Welt gelehrt, daß man sich in der Not auf sich selbst verlassen muß. Und nicht auf den großen Bruder. Ob die Europäer das jemals begreifen werden?"

„Was verstehen Sie unter Freiheit?"

Der Tenor der Antworten lautete: „Daß jeder entscheiden kann, wo er leben will", – „daß ich reisen kann, wohin ich will", – „daß ich machen kann, was ich will."

Einer drang dagegen viel weiter zum Kern vor, obwohl seine Antwort auf den ersten Blick nichts mit der Frage zu tun hatte: „Daß jeder ein Recht auf Arbeit hat." Das erinnert an eine Keuner-Geschichte Bert Brechts. Ein Arbeiter wird darin vor dem Gericht gefragt, ob er den kirchlichen oder einen weltlichen Eid ablegen wolle, worauf er antwortet: „Ich bin arbeitslos". Die Freiheit als jenen Zustand der Gesellschaft zu erkennen, in dem sich der Mensch als einzelner und mit seiner Klasse allseitig frei entfalten kann – das hat man den Bundeswehrsoldaten weder an der Schule noch in der Armee gelehrt; denn das rüttelt an den Grundfesten des Bonner Staates.

„Was verstehen Sie unter Demokratie?"

Es gab auch die Antworten: „Volksherrschaft!" – „Daß das Volk entscheiden kann und seine Meinung äußern kann." Aber viel typischer war: „Daß das Volk entscheiden kann, wer es regiert."

Die Demokratie als eine Organisation der Gesellschaft zu begreifen, in der das Volk s e l b s t regiert, indem es nicht nur zur Wahl schreitet, sondern auf vielfältigste Art an den Staatsgeschäften teilnimmt – auch das würde die Axt an die kapitalistische bundesdeutsche Ordnung legen.

Freiheit und Demokratie sind Kinder der sozialistischen Gesellschaft – doch diese Erkenntnis hat der Bundeswehrsoldat nicht, wie überhaupt erschreckend ist, wie wenig er in politischen Zusammenhängen denken kann. Man sage nicht, das sei ein Streit um Begriffe. Die nächste Frage offenbarte das Gegenteil.

„Ist Ihrer Meinung nach die Bundesrepublik ein demokratischer Staat?“

Es gab die Antwort: „Laut Gesetz ja, aber in der Praxis nein, man sieht es ja an den Notstandsgesetzen.“ Häufiger aber war: „Ja, weil jeder seine eigene Partei wählen kann!“
Und mit diesen Auffassungen, die zwar kein repräsentativer Querschnitt aber dennoch typisch sind, würden sie Richtung Berlin „marschieren“.

„Hätten Sie und Ihre Kameraden im Ernstfall auf Deutsche geschossen – wenn ja, warum?“

Oh, die Antworten sahen verschieden aus: „Im Verteidigungsfalle – ja“ – „Wenn wir zuerst beschossen worden wären – ja“, – „Ja, weil wir dann müßten.“ Wenn auch oft eine Entschuldigung dabei war – im Grunde blieb die Antwort meist ein klares „Ja“. Etwa 15% wußten es nicht oder erklärten eindeutig „Nein“. Nur 15% derjenigen, die der Bundeswehr den Rücken kehrten! So unterschiedlich auch die Motive waren, aus denen sie in die DDR kamen, so sicher ist, daß ihre Vorbehalte gegen die DDR geringer waren und sind als bei den noch dienenden Bundeswehrangehörigen. Man muß deshalb schlußfolgern, daß die Bundeswehr ohne Zögern den Aggressionsbefehlen folgen würde.

●

Kommen wir zurück auf unsere Ausgangssituation. Da war der 2. Zug einer 4. Kompanie eines Bundeswehraufklärungsbataillons in eine unbekannte Gegend gefahren worden. „Wir befinden uns im Raum Berlin“, hatte ein unbekannter Oberst erklärt und befohlen, scharfe Munition zu verteilen und das Gelände 5 bis 6 Kilometer Richtung Berlin aufzuklären.
Haben die Soldaten den Befehl verweigert? Oder meinen Sie etwa, das Beispiel sei erfunden, weil die Soldaten nie im Leben daran geglaubt hätten, 20 Kilometer vor Berlin zu stehen? Zugegeben, es war auch kein Geschützdonner von den Kämpfen um Westberlin zu hören. Und wann schon wird ein Oberst mit einem Zug in den Kampf ziehen! Aber lassen wir am besten einen Teilnehmer jenes psychologischen Tests der Bundeswehrführung selbst zu Worte kommen. Der Soldat Werner Saufklever gehörte bis zu seinem Übertritt in die DDR eben jenem Aufklärungsbataillon 6 an, das in Eutin stationiert ist.
„Die Aufklärung erfolgte nur kniend und kriechend und stets in Erwartung, auf Angehörige der Volksarmee zu stoßen. Auf dem Stahlhelm trugen wir die Netztarnung, die zusätzlich mit grünen Ästen getarnt war. Nachdem wir etwa 2½ Stunden in dieser Form das Gelände aufgeklärt hatten, wurde dem Gruppenführer über Funk mitgeteilt, daß die Übung beendet ist. Ich muß sagen, daß wir bis zur Beendigung der Übung völlig im Unklaren gelassen wurden und durch die lange Fahrt in unbekanntes Gelände sowie durch die Ausgabe scharfer Munition glaubten, daß wir tatsächlich an der ‚Befreiung‘ Westberlins teilnehmen müssen. Ich muß auch sagen, daß jeder einzelne von uns eine fürchterliche Angst ausgestanden hat. Ich gebe offen zu, daß wir drei hatten, die sich vor Angst in die Hosen gemacht haben. Das waren die Panzerschützen Hoffmann, Manfred Lange und Dieter Möller. Als der Zugführer nach der Übung von diesem unangenehmen Vorfall erfuhr, sagte er, daß er von solchen Männern enttäuscht sei. Der Oberst schwieg. Der Zugführer war Oberfeldwebel Besser, und sein Leitspruch lautete: ‚Der deutsche Soldat kämpft und gewinnt immer.‘ Vom Zugführer wurden wir auch darauf hingewiesen, daß über diese Übung nicht gesprochen werden darf.
Neben diesem Beispiel wurde auch bei kleineren Übungen im Zug oder in der Gruppe oft gesprochen: ‚Klären Sie die Gegend auf! Vermutlich befinden sich dort ostzonale Soldaten.‘ Oder: ‚Stellen Sie sich vor, Sie befinden sich 20 Kilometer vor Warschau.‘
Ich bin insgesamt der Ansicht, daß meine ehemalige Kompanie im Ernstfall auf die Angehörigen der Volksarmee schießen wird und daß alle Befehle der Vorgesetzten ausgeführt werden. Es kann vielleicht einzelne geben, die zweifeln werden, aber die Masse wird nach meinen Vorstellungen kämpfen, da sie völlig falsche Vorstellungen über die Verhältnisse in der DDR hat und die meisten der Ansicht sind, daß man für die ‚Freiheit‘ in der Bundesrepublik kämpfen müsse und daß auf der östlichen Seite nichts Gutes zu erwarten sei. Hinzu kommt die laufende politische Beeinflussung und die systematische Vorbereitung des Bundeswehrsoldaten auf seinen Feind, der angeblich im Osten steht. Der Bundeswehrsoldat wird völlig verblendet und nur darauf orientiert, daß die DDR eines Tages zu Westdeutschland gehören wird.“

„Imperialistische Staaten sind auch heute noch in der Lage, die überwiegende Mehrheit des Volkes für den Krieg zu mobilisieren und ihren Streitkräften ein relativ stabiles Wehrmotiv zu geben. Die rechtzeitige Enthüllung des Geheimnisses der Kriegsvorbereitung und Kriegsauslösung, wie sie der Gegner betreibt, ist eine Hauptfrage der Landesverteidigung.“

Walter Ulbricht vor den Absolventen der Militärakademie am 20. Oktober 1967

KONSTANTIN SIMONOW: WIE SOLL MAN LEBEN?

Dieses Interview erscheint wenige Wochen nach dem Jahrestag der Sowjetarmee, mit deren Geschichte Ihr literarisches Werk eng verbunden ist und in der Sie selbst aktiv dienten. Darf man Sie als Reservist bezeichnen?

Durchaus. Ich bin Reserveoffizier, mein letzter Dienstgrad war Oberst.

Von Lesern Ihrer Bücher hört man zuweilen, daß es kaum ein Problem des Soldatseins gibt, das von Ihnen nicht durchdacht und behandelt wäre. Würden Sie dem zustimmen?



AR-Mitarbeiter
Major Waldemar Seiffert interviewte

Die Armee ist ein großer und komplizierter Organismus, je mehr man sie kennt, um so mehr fühlt man, daß man bei weitem noch nicht alles weiß. Natürlich kenne ich nicht alle Probleme des Lebens in der Armee in all ihrer Tiefe, und viele von ihnen habe ich in meinen Arbeiten gar nicht berührt, obgleich ich über die Streitkräfte schon einige Jahrzehnte schreibe. Dies zum ersten.

Zum zweiten: Meine Kenntnisse vom Armeeleben erklären sich aus meinem Lebenslauf. Ich wuchs in der Familie eines Kommandeurs der Roten Armee auf. Ich ritt zum ersten Mal auf einem Pferd, als ich acht Jahre alt war, und die ersten Reitstiefel trug ich mit sechs Jahren. Ich lebte in Garnisonen, die Dienstwohnung meines Vaters befand sich innerhalb der Kaserne. Kindereindrücke sind eine starke Sache. Ich hörte die Gespräche, die mein Vater in den zwanziger Jahren mit seinen Genossen und Vorgesetzten führte. Ich lebte einfach in dieser Atmosphäre. Außerdem diente ich später lange Jahre in der Armee. Bereits 1939, als ich noch nicht ganz 24 Jahre alt war, nahm ich schon an den Kämpfen am Chalchin Gol teil. Das war während des Konflikts mit den Japanern. Es war meine Feuertaufe, und das erste Erlebnis des Krieges. Dann kam der ganze zweite Weltkrieg. Ich war an vielen Fronten,



Simonow-Siegesritt auf der 88-mm-Kanone eines 68 t schweren „Wunderpanzers", der faschistischen SFL „Ferdinand", nach der Kursker Schlacht 1943.



Hochgeschätzter Freund und Ratgeber einer jungen sowjetischen Soldatengeneration – Konstantin Simonow

und ich bemühte mich ehrlich, über alles, was ich sah, zu schreiben, und um ehrlich zu schreiben, mußte ich alles mit meinen Augen sehen, alles, was um mich vorging, jedenfalls war ich bemüht, es zu sehen. Ich mußte das Leben der Menschen kennen, mit Dutzenden, ja Hunderten Menschen sprechen, ich mußte mir alles notieren. Außer meinen Notizen führte ich auch Tagebücher, das alles spielte eine Rolle. Darüber hinaus arbeitete ich ja an einer Armeezeitung. Dann war ich Korrespondent der „Krasnaja Swesda", ich war Offizier, ich weiß, was militärische Disziplin ist. Vor dem Kriege besuchte ich einen Lehrgang für Militärkorrespondenten. Sie sehen also, daß ich viele Jahre Verbindung zum Leben in der Armee hatte. Das trifft vor allem auf jene Zeit zu, wo das gesamte Volk im Kriege kämpfte.

Zum dritten: Ich arbeitete an Büchern. die vom Kriege handeln, und weil ich nicht alles nur von meinem Glockenturm betrachten wollte, habe ich, um zu verstehen, wie die anderen neben mir dachten und fühlten und den Krieg erlebten, mit Hunderten von Kriegsteilnehmern gesprochen und ihre Erzählungen aufgeschrieben. Sie betrafen vorwiegend die Ereignisse, über die ich schreibe. Das hat mir ebenfalls viele Kenntnisse vermittelt.

Und zum vierten: Ich arbeitete viel in Archiven, die ebenfalls mit dem Krieg irgendwie zu tun hatten. Oft erzählen menschliche Dokumente mehr als es ein ganzes Buch vermag. Außerdem habe ich durch die Natur meiner Arbeit viel mit militärischer Literatur zu tun gehabt. Das sind die Quellen, aus denen ich meine Kenntnisse schöpfte.

Wie lange ist es her, seit Sie Ihre Uniform zum letzten Mal trugen, welches waren die letzten Kampfhandlungen, die Sie erlebten?

Zum letzten Mal zog ich meine Uniform an, als im Militärverlag ein Buch von mir herauskam; und da dazu ein Bild in Militäruniform erscheinen sollte, ließ ich mich fotografieren, obwohl ich im Kriege natürlich jünger aussah. So aber konnte man doch sehen, daß auch ich älter werde. Das war vor zwei Jahren.

Die letzten Kampfhandlungen und Bombenangriffe erlebte ich 1949. Zu jener Zeit weilte ich als Kriegsberichterstatter in der chinesischen Revolutionsarmee, die im Süden Chinas gegen die Kuomintang kämpfte.

Wir wissen – und eines unserer Fotos weist es aus – daß Sie häufig bei unseren sowjetischen Waffenbrüdern weilen und zu deren begehrtesten Gästen zählen. Welcher Art sind eigentlich die Wünsche und Probleme, mit denen sich Ihre Leser – vor allem Soldaten – schriftlich an Sie wenden?

Die meisten Briefe, die ich erhalte, sind irgendwie mit meinen Büchern verbunden. Oft wird

gefragt, wie der Schriftsteller über den Krieg berichten soll, ob er wahrhaftig berichtet. Man fragt mich, ob es wirklich so kompliziert und schwer war im Kriege, wie ich es geschildert habe. Und wenn ich die vielen Briefe lese, dann spüre ich, daß ich prinzipiell richtig gehandelt habe, wenn ich den Krieg mit all seinen Schwierigkeiten beschrieb. Ich glaube, daß die Soldaten so erzogen werden müssen, daß sie begreifen, was ein Krieg ist. Sie müssen wissen, daß er eine schwere Prüfung darstellt. Ich bin bestrebt, es so in meinen Büchern zu schildern, und ich habe den Eindruck, wenn ich nach den Briefen urteile, daß der heutige Soldat dieses Bestreben gutheißt.

Die Helden Ihrer Romane bewähren sich im Krieg. Wir aber haben uns im Frieden zu bewähren. Schränkt das die Wirksamkeit Ihrer Romane ein?

Ich glaube, daß das Gefühl der Kameradschaft, der Mannhaftigkeit und des Mutes, die Entschlossenheit, seine Pflicht zu erfüllen, und die Bereitschaft, sein Leben für die Genossen einzusetzen, für die Frauen und für die Kinder, auch für die Idee, die man verteidigt – daß das alles Eigenschaften sind, die immer gebraucht werden. Ich glaube, daß die Bereitschaft, Entschlüsse zu fassen, auch schwerwiegende, und dafür die Verantwortung zu übernehmen, immer vorhanden sein muß – sowohl im Krieg als auch im Frieden. Ich glaube, daß ein Mensch immer Zivilcourage haben muß. Ich glaube, daß die Entschlossenheit, wahrhaftig zu sein, was man gesehen hat oder was man getan hat, wahrheitsgetreu zu melden, ohne Rücksicht, welche Folgen es für einen selbst haben könnte, in Kriegs- wie in Friedenszeiten notwendig ist. Jede Lüge verwandelt sich im Kriege in unnütz vergossenes Blut, und auch im Frieden kann eine Lüge oder der Versuch, den Wunsch als Wirklichkeit auszugeben, dem Volke teuer zu stehen kommen. Deshalb glaube ich, daß man alle guten Eigenschaften, die sich bei den Menschen während des Krieges zeigten und über die ich in meinen Romanen geschrieben habe, auch im Frieden anerziehen sollte. Eigenschaften, die ich verabscheue, ich habe über sie auch in meinen Romanen geschrieben, sind auch in Friedenszeiten verabscheuungswürdig. Ich bin der Meinung, daß jeder, der Bücher über den Krieg, darunter auch meine, gelesen hat, sich die Frage stellen muß: wie soll man leben?

Werden im Band 4 Ihres Romanzyklus die Schicksale Sinzows, Serpilins und anderer ihren endgültigen literarischen Abschluß finden? Man könnte sich Serpilin heute beispielsweise durchaus an verantwortlicher Stelle des Vereinten Kommandos der Warschauer Vertragsstaaten vorstellen.

Vielen Dank für die gute Meinung von meinem Helden. Ich werde aber offensichtlich nicht so weit über ihn berichten. Sein Schicksal wird mit dem Krieg abgeschlossen, die Schicksale Serpilins und Sinzows finden in diesem Buch ihren Abschluß. Was Serpilin anbetrifft, so wird er eine Armee kommandieren. Damit endet auch sein Schicksal im Kriege. Sinzow verbleibt – ungeachtet seiner schweren Verletzung – in der Armee. Einzelheiten werde ich erst in meinem Roman erzählen.

In welchem Stadium befindet sich die Arbeit am letzten Teil Ihres Zyklus?

Ich arbeite seit zweieinhalb Jahren an dem Buch und werde wahrscheinlich noch zweieinhalb Jahre brauchen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß ich mindestens fünf Jahre benötige. Ich habe jetzt alles Material beisammen, habe das meiste konzipiert und mir einen Arbeitsplan geschaffen. Jetzt schreibe ich.

Liegt der Titel Ihres künftigen Buches bereits fest – arbeiten Sie unter einem bestimmten Arbeitstitel?

Der Titel ist das letzte, was mir einfällt. So war das auch bei den vorhergehenden Büchern.

Ihr Freund Alexander Stolper, der Regisseur des Films „Die Lebenden und die Toten", machte im Verlauf eines Interviews, das AR vor Jahresfrist mit ihm führte, auf eine Überraschung aufmerksam. Nach Beendigung der Dreharbeiten, so erklärte er, wurde bei Durchsicht des aufgenommenen Materials im Schnittraum entdeckt, daß die Hauptfigur Serpilin geworden war, während es eigentlich Sinzow sein sollte, mit dessen Augen der Zuschauer die Vorgänge auf der Leinwand verfolgt. Bei „Man wird nicht als Soldat geboren" – so bemerkte Stolper – sei der Zufall „eingeplant" – jetzt werde Serpilin die Hauptperson sein. „Doch wer wisse" – räumte Stolper ein, „welche Überraschungen noch zu erwarten seien." Inzwischen hatte der Film seine Premiere, und ich darf Sie fragen, ob sich Überraschungen neuer Art eingestellt haben.

Es wäre besser, wenn Genosse Stolper an meiner Stelle antworten würde. Ich glaube, daß sich seine Worte bestätigt haben. In diesem Film ist Serpilin der Hauptheld, aber auch Sinzow nimmt eine wichtige Position ein. Doch es sind einige neue Helden aufgetaucht, z. B. der Stellvertretende Chef des Generalstabes, sein Freund Iwan Alexejewitsch, der von dem Schauspieler Uljanow dargestellt wird, auch der General Kusmitsch, den der Schauspieler Plodnikow spielt. Es gibt tatsächlich einige Überraschungen, und einige Helden haben tatsächlich einen größeren Raum als im Roman eingenommen. Aber Serpilin bleibt der Hauptheld dieses Films. In diesem Sinne hat Stolper Recht behalten.

Ich danke Ihnen, Genosse Simonow, daß Sie dem Soldatenmagazin trotz des kurzen Aufenthalts in Berlin die Möglichkeit für dieses ausführliche Gespräch gegeben haben.

Unter Waffenbrüdern sollte nichts unmöglich sein.

DER letzte AUSWEG



Kriminalerzählung

von Gerhard Berchert

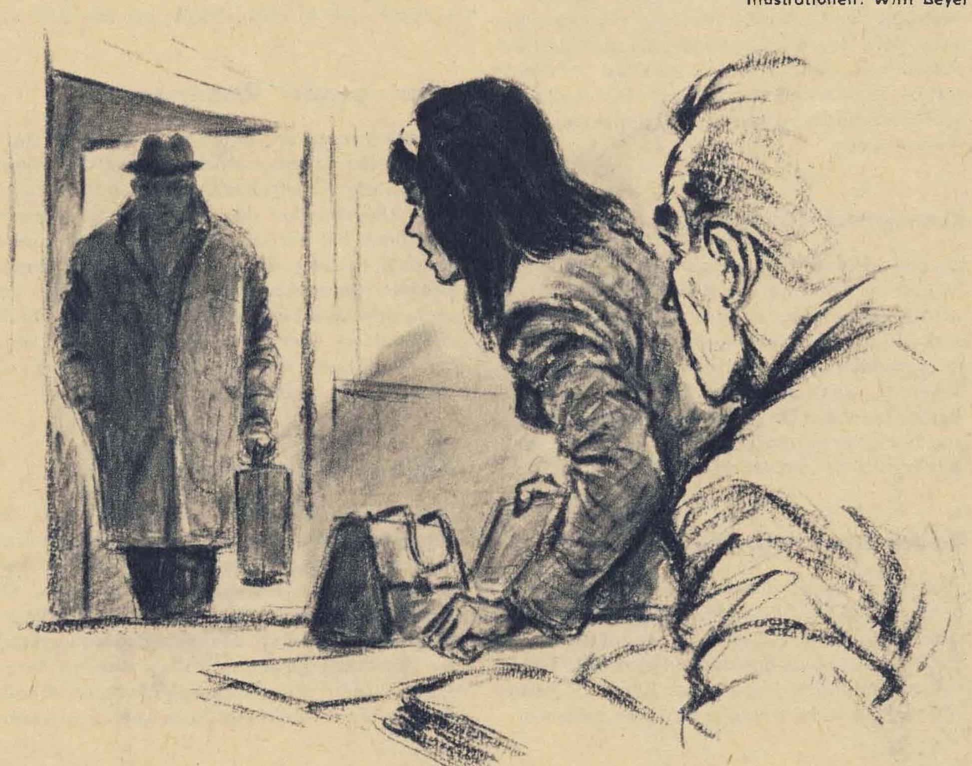
„Wegen Inventur geschlossen“ stand an der Ladentür, und Leutnant Hartmann machte sich erst gar nicht die Mühe, auf die Klinke zu drücken. Er winkte seinen beiden Begleitern, ihm zu folgen und schritt eilig durch den hinteren Eingang der HO-Verkaufsstelle.
„Gut, daß Sie so schnell kommen, Genosse Leutnant“, empfing ihn ein nervös gestikulierender grauhaariger Mann, „ich habe inzwischen schon einen Schlosser besorgt.“
Jochen Hartmann musterte rasch die übrigen Anwesenden: zwei Frauen – Mitte dreißig etwa die eine, unter zwanzig die andere – sowie einen Mann im blauen Arbeitskittel mit Werkzeugkasten.
„Wieso Schlosser – riefen Sie bei mir an?“ wandte sich Hartmann an den Grauhaarigen.
„Jawohl, Genosse Leutnant, ich bin Leiter der Kontrollgruppe im Handelsbereich – Franke mein Name, Georg Franke.“
„Sie sagten vorhin etwas von einem vermutlich Toten, Genosse Franke. Wo ist er, und um wen handelt es sich?“
Wie auf Kommando drehten sich alle einer Tür im Hintergrund mit der Aufschrift „Büro“ zu. Die ältere der beiden Frauen streckte den Arm aus und sagte mit vor Erregung heiserer Stimme: „Da drin ist der Selbstmörder – Kollege Sommer, unser Verkaufsstellenleiter!“
Mit raschen Schritten ging Leutnant Hartmann auf die Tür zu; da meinte der Mann im Arbeitskittel: „Wir müssen erst öffnen – es ist abgeschlossen, und der Schlüssel steckt von innen.“
„Ja, und das Fenster ist auch verriegelt“, warf Gerti Fröhlich, die jüngere der beiden Frauen ein.
Hartmann wandte sich an den Schlosser: „Machen Sie auf!“ Mit einer Handbewegung forderte er dann Franke auf, ihm in den Ladenraum zu folgen.
„Haben Sie Grund, einen Selbstmord anzunehmen?“ fragte der Leutnant. Der Grauhaarige zögerte einen Augenblick mit der Antwort.
„Es ist so“, meinte er dann ausweichend, „Frau Kuhn, die stellvertretende Verkaufsstellenleiterin, hat in der letzten Zeit allerlei bemerkt, was ihr nicht recht geheuer vorkam. – Hochwertige Waren gingen schneller vom Lager als sonst . . .“
„Vielleicht ist die Nachfrage gestiegen?“
„Dann hätten wir aber auch größeren Umsatz haben müssen!“ mischte sich Margarete Kuhn ein, die mit ihrer jüngeren Kollegin unbemerkt ebenfalls in den Ladenraum getreten war.
Nachdenklich blickte der Kriminalist auf.
„Stimmt“, sagte er, „aber trotzdem . . .“
„Frau Kuhn hat mir das gemeldet“, fiel ihm Franke ins Wort, „deshalb wurde für heute eine überraschende Inventur angesetzt.“
„Wußte Sommer davon?“ fragte Hartmann interessiert.
„Natürlich nicht“, entgegnete Georg Franke entschieden, „selbst meine Kolleginnen in der

Kontrollgruppe habe ich heute früh erst informiert — sie müssen jeden Moment eintreffen. Praktisch wußten nur Frau Kuhn und ich etwas von der Inventur."
Eindringlich blickte der Leutnant Margarete Kuhn sekundenlang in die Augen. Sie verfärbte sich, sah zur Seite.
„Na ja", erklärte sie mit abweisend klingender Stimme, „ich hab's ihm gesagt — wollte sehen, wie er reagiert."
„Wie er reagiert...", äffte Hartmann ihr aufgebracht nach und stürmte zum Büro. Dort starrte ihn ganz entgeistert der Schlosser an. „Herr Leutnant, nein so was..."
„Was ist?"
„Ja, also, der Schlüssel steckte von innen — ich habe ihn herausgestoßen —, aber abgeschlossen war gar nicht — und trotzdem geht die Tür nicht auf."
„Los, Genosse Bernhard, von außen die Scheibe eindrücken!" rief Hartmann einem seiner Begleiter zu, der sich inzwischen im Lager umgesehen hatte.
Kurz darauf klirrte Glas, man hörte Unterleutnant Bernhard durchs Fenster steigen und gleich danach einen erstaunten Ausruf. Schließlich öffnete sich die Tür.
Das Büro war — bis auf die üblichen Einrichtungsgegenstände — leer. Außer den beiden Kriminalisten befand sich kein Mensch im Raum. Das zersplitterte Fenster war noch immer zugewirbelt, und die Tür war durch einen innen angebrachten Riegel zugehalten worden, den erst Unterleutnant Bernhard gelöst hatte.
Mechanisch blickte Leutnant Hartmann noch einmal unter den Schreibtisch, schaute in den Aktenschrank, durchforschte jeden Winkel. Dann richtete er sich auf und befahl: „Genosse Bernhard, Sie fahren mit dem Doktor wieder zur Dienststelle, besorgen sich einen Haussuchungsbefehl für Sommers Wohnung und lösen Fahndung aus!"
Er trat hinaus auf den Flur, wo ihm Franke, die inzwischen eingetroffenen Mitglieder der Kontrollgruppe sowie die beiden Frauen aus der Verkaufsstelle erwartungsvoll entgegenstarrten. „Beginnen Sie mit der Inventur", sagte er ruhig, „wir müssen jetzt genau wissen ob etwas fehlt!"
Als sich Unterleutnant Bernhard nach einiger Zeit wieder in der Verkaufsstelle meldete, um von der Ergebnislosigkeit der Haussuchung zu berichten, winkte ihn sein Chef ins Büro. „Der alte Trick", sagte er und nahm eine dünne Schnur vom Schreibtisch. Er legte sie um den Knopf des Türriegels, behielt jedoch beide Enden in der Hand, als er das Zimmer verließ und die Tür sachte hinter sich schloß.
Bernhard sah, wie der anscheinend gut geölte Riegel langsam zuschnappte. Offenbar hatte Hartmann draußen an den Schnurenden gezogen. Jetzt mußte er ein Ende losgelassen haben, denn es glitt zur Türritze herein, kroch über den Riegelknauf, fiel nach unten und verschwand wieder durch den Spalt.
Nachdenklich schauten sich die beiden Kriminalisten an, nachdem der Unterleutnant wieder aufgeriegelt hatte.
„Sehr seltsam, Genosse Leutnant", brach Klaus Bernhard schließlich das Schweigen.
„Ja, das finde ich auch", stimmte Hartmann zu. „Weshalb hätte Sommer dieses Theater inszenieren sollen? Um Zeit für die Flucht zu gewinnen? — Wollen doch mal sehen!" Er stand auf und bat Frau Kuhn ins Büro.
„Sagen Sie bitte, wer verließ gestern als letzter das Geschäft?" fragte er.
„Ich ging zuletzt — zusammen mit Herrn Sommer", antwortete die Frau, ohne zu zögern. „An der Ecke wartete ich dann, bis er in die Straßenbahn eingestiegen war; denn ich hatte mir vorgenommen, genau aufzupassen, ob er noch einmal zurückgeht. — Wahrscheinlich hätte ich noch ein Weilchen länger warten sollen."
Aufmerksam musterte sie der Leutnant. „Sie mögen den Kollegen Sommer nicht?!" stellte er fest.
„Offengestanden, nein! Er spielte sich immer mächtig auf, ja er war wie ein Pascha — in jeder Beziehung", sagte sie mit einem Seitenblick zum Ladenraum, wo Gerti Fröhlichs schlanke Beine soeben eine Stehleiter hinaufeilten.
„Spielte..., war...?" fragte Hartmann und zog die Augenbrauen hoch. Eine Sekunde lang schien Margarete Kuhn etwas verwirrt zu sein. „Na ja, er dürfte ja jetzt wohl hier ausgespielt haben", meinte sie dann leichthin.
„Frau Kuhn, war gestern die Alarmanlage eingeschaltet?" erkundigte sich Unterleutnant Bernhard unvermittelt.
„Ja, das weiß ich genau."
„Und wer besitzt Ladenschlüssel?"
„Nur der Kollege Sommer und ich."
Als die Frau wieder an ihre Arbeit gegangen war, wandte sich Hartmann an Bernhard: „Die Frage nach der Alarmanlage hatte doch einen besonderen Grund?"
„Natürlich. Gehen wir ins Lager; ich wil Ihnen zeigen, was ich dort entdeckt habe."
Im Lager trat er mit dem Leutnant zu einem schmalen Fensterchen.
„Sehen Sie, hier! Da hat einer daran herumgebastelt. Nun läßt sich das Fenster öffnen, ohne daß Alarm ausgelöst wird."
„Hm, es ist aber verriegelt!"
„Ja — jetzt; und deshalb will ich es einmal genau auf Fingerabdrücke untersuchen."
Mit langen Schritten ging Hartmann im Raum auf und ab. Ebenso wie Bernhard bewegte ihn die Frage, wie sich das alles mit Sommers Verschwinden in Einklang bringen ließ. Der Verkaufsstellenleiter besaß Ladenschlüssel, also brauchte er nicht durch das Fenster einzusteigen, wenn er stehlen wollte. Und was den Riegel betraf: Sommer hätte Zeit verloren, wäre er nachts noch einmal zurückgekommen, um diesen mysteriösen Selbstmord vorzutäuschen.
„Verzeihung!" unterbrach der Kontrollgruppenleiter seine Gedanken. „Wir sind fertig mit der Inventur."
„Und?" fragten Hartmann und Bernhard nahezu gleichzeitig.

„Es fehlen knapp sechstausend Mark", erklärte Georg Franke mit düsterer Miene.
Als hätten sich seine Vermutungen bestätigt, nickte der Leutnant. „Die Kontrollgruppe kann nach Hause gehen", sagte er zu Franke. „Sie bleiben mit den beiden Verkäuferinnen bitte noch einen Augenblick. Wir haben noch ein paar Fragen. Warten Sie bitte im Büro." Dann drehte er sich zu Bernhard um.
„Fingerabdrücke?"
„Sauber abgewischt!"
„Also . . .?"
„Entweder ein ganz raffiniertes Ablenkungsmanöver von diesem Sommer oder . . ."
„Oder?"
„Mordverdacht!"
„Genau", meinte Hartmann und rannte ins Büro, weil dort das Telefon klingelte. Als er zurückkam, machte er einen sehr abwesenden Eindruck.
„Was gab's denn?" erkundigte sich der Unterleutnant befremdet. Doch er mußte eine ganze Weile auf Antwort warten. Schließlich sagte Hartmann langsam und jedes Wort betonend: „Friedrich Sommer ist gestern kurz vor Mitternacht mit Gepäck auf dem Bahnhof gesehen worden!"
Auch Klaus Bernhard brauchte einige Sekunden, um die unerwartete Nachricht zu verdauen. „Zuverlässig identifiziert?" fragte er dann erregt.
„Absolut. Da gibt es keinen Zweifel. Ein Bekannter hat ihn angesprochen. Er schien sehr erschreckt, ließ sich jedoch auf ein kurzes Gespräch ein, bevor er sich eilig verabschiedete."
Nachdenklich nagte Bernhard an der Unterlippe. „Na schön", meinte er. „Also einen Fahrplan her, nachsehen, wo Sommer mitten in der Nacht hingefahren sein könnte — alles andere ist nur noch eine Frage der Zeit."
Zustimmend nickte der Leutnant. „Ja, machen Sie das", setzte er hinzu. „Im Büro habe ich vorhin ein Kursbuch gesehen. — Ich werde mich inzwischen mit den beiden Frauen und Franke befassen." Er ging mit Bernhard ins Büro hinüber, schickte Margarete Kuhn und Georg Franke in den Laden und rückte sich Gerti Fröhlich gegenüber einen Stuhl zurecht.
Das Mädchen machte einen recht verstörten Eindruck. Kein Wunder bei der Aufregung, dachte er. Behutsam formulierte er seine Fragen, erkundigte sich nach ihrem Elternhaus, nach Freunden und Freizeitinteressen. So, einen festen Freund habe sie noch nicht, dafür sei sie leidenschaftliche Modelleisenbahnerin? Interessant, das koste doch viel Geld, nicht wahr? Natürlich, sie verdiene ja auch nicht schlecht, habe niemanden zu versorgen, und die Arbeit mache doch sicher Spaß? Unmerklich hatte Jochen Hartmann das Gespräch zum eigentlichen Thema hingelenkt. Er fragte nach der Arbeitsorganisation und nach dem Betriebsklima. Alles in Ordnung? So, so.

Fortsetzung auf Seite 64

Illustrationen: Willi Beyer





Laser hilft Meteorologen

Die schwedische Firma Asea stellte einen neuen Laser-Entfernungsmesser für die Meteorologie vor. Der Laserstrahl stellt nicht nur die Abstände zwischen Boden und Wolkenbank fest, sondern klärt auch die Struktur der Wolken bei mehreren übereinanderliegenden Wolkenschichten.

„Sturmvogel"

In Serie wird demnächst ein neues Unterwasserflügelschiff vom Typ „Burewestnik" (Sturmvogel) auf der Werft in Gorki produziert. Seine Gasturbinen leisten mit 200 PS etwa das Doppelte im Vergleich zu den bekannten „Meteor"-Typen und verleihen dem Schiff eine Geschwindigkeit von 95 km/h.

Elektronische Landkarte

In zehnjähriger Forschungsarbeit wurde im Auftrage der USA-Heeresleitung ein Computer entwickelt, der nach stereoskopischen Luftbildaufnahmen detaillierte Landkarten innerhalb von 24 Stunden herstellen kann. Mit herkömmlichen Methoden wären dazu mindestens sechs Monate nötig.

Fernsprech-Prüfgerät

Im ungarischen Forschungsinstitut für Gerätebau ist im Auftrage des RGW eine Vorrichtung entwickelt worden, mit der die Kabel-, Sende- und Empfangseinrichtungen des Fernsprechnetzes sowie die dazugehörigen Relais ohne Unterbrechung des Betriebes technisch überprüft werden können. Das Gerät vermag 120 Kanäle und mit einer geringfügigen Veränderung sogar 300 Kanäle zu kontrollieren.

Radar-Antwortbake

„Seewacht" ist der Name einer Radar-Antwortbake, die die Standortpeilung erleichtern soll. Diese englische Entwicklung beantwortet das Radarsignal eines Schiffes mit einem 45 Mikrosekunden langen Impuls, der auf dem Radarschirm eine helle Orientierungslinie zeichnet.

Stoßsichere Sprengkapsel

Die Lockheed-California Co. (USA) entwickelte eine neue „sichere" Sprengkapsel, die außer stoßsicher auch feuer- und wasserfest sein soll. Sie ist temperaturunempfindlich im Bereich von − 75 bis + 260 °C. Die Kapsel detoniert nicht bei Schlag oder Stoß und ist außerdem sicher gegen Hochfrequenz. Für sie gelten vereinfachte Transportbestimmungen, so daß sie auch in Passagierflugzeugen und -zügen befördert werden dürfen. Die Hülse der Kapsel besteht aus weichen Kunststoffen.

Infrarot-Beton

Frischen Beton nicht mit 16–18stündiger Dampferwärmung, sondern mit nur 5stündiger Infrarot-Bestrahlung zu behandeln, schlägt der Moskauer Ingenieur J. Feldman vor. Der infrarotbehandelte Beton bindet schneller ab als der „Dampfbeton", soll fester und bedeutend billiger sein.

Schraubenfahrzeug aus Japan

Mit vier schraubenförmigen Walzen wird ein japanisches Amphibienfahrzeug angetrieben. Auf trockenem, festem Boden erreicht es die Geschwindigkeit von 20 km/h, im Wasser von 6,5 km/h und in zähem Schlamm von 2,5 km/h.

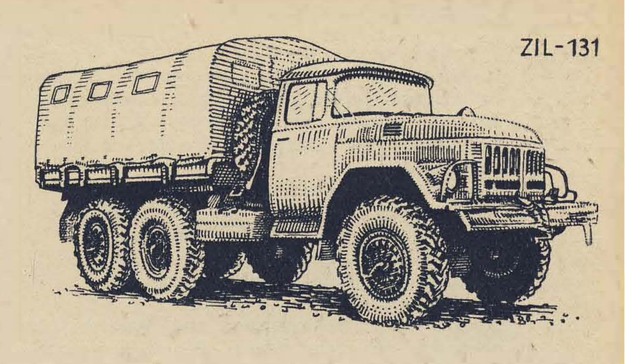
„Springende" Radarstrahlen

Ein seit langem erörtertes Problem, Radarstrahlen unstörbar zu machen, wurde durch eine patentierte Konstruktion der Philips Teleindustrie AB/Schweden der Lösung nähergebracht. Die Firma hat ein sogenanntes Springfrequenzradar entwickelt, das die Frequenz der Radarstrahlen ununterbrochen, unregelmäßig und unberechenbar wechselt. Der Wechsel findet 2500mal in der Sekunde statt mit einer „Sprunglänge" hin und zurück, die z. B. auf dem 3-cm-Band bis 475 MHz groß ist.

Anzüge aus rostfreiem Stahl

Der amerikanischen Driver Co. gelang es, Fasern von nur 0,01 mm Dicke aus rostfreiem Stahl in solchen Längen herzustellen, die zu sehr feinen Stoffen verwebt werden können. Die Stahlgewebe sind ein Nebenprodukt der Raumfahrtforschung. Aus mit Metallfasern verstärkten Kunstfasergeweben sollen Anzüge hergestellt werden, die an feuergefährdeten Arbeitsplätzen Funkenbildung nach elektrostatischer

Aufladung vermeiden. Dadurch, daß solche Gewebe elektrische Ladungen verteilen und ableiten, verstauben sie auch nicht so leicht wie Gewebe aus einem reich organischen Material.


ZIL-131

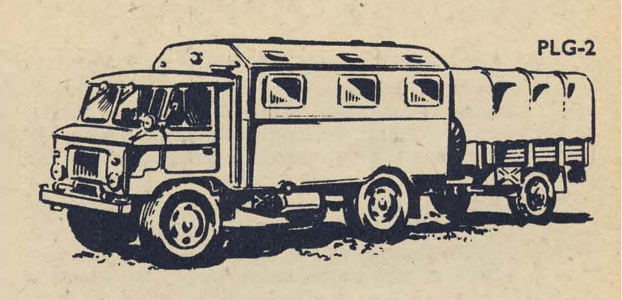
Tragbarer Heeres-Kleingenerator

Ein Kleingenerator, der 300 W Dauerleistung abgibt und von einem Mann auf dem Rücken getragen werden kann, wurde für das US-Heer entwickelt. Die Elektroenergie wird durch die Verbrennung von Dieselöl oder Benzin erzeugt. Die Anlage hat eine Masse von etwa 14 kg. Der Generator arbeitet so leise, daß er höchstens bis auf 30 m Entfernung zu hören ist. Das Gerät soll noch in diesem Jahr für den Truppeneinsatz zur Verfügung stehen.


ZIL-E167

Luftkissenlandung?

Flugzeuge, die statt auf einem Fahrwerk auf einem Luftkissen landen, sieht ein Projekt der amerikanischen Bell Aerosystem Co. vor. Versuche mit einem Kleinflugzeug bestätigen die Annahme, daß für diese Landeart notfalls schon eine Behelfspiste ausreicht, die mit Bulldozern einigermaßen planiert wurde.


PLG-2

Neue Kfz.-Generation

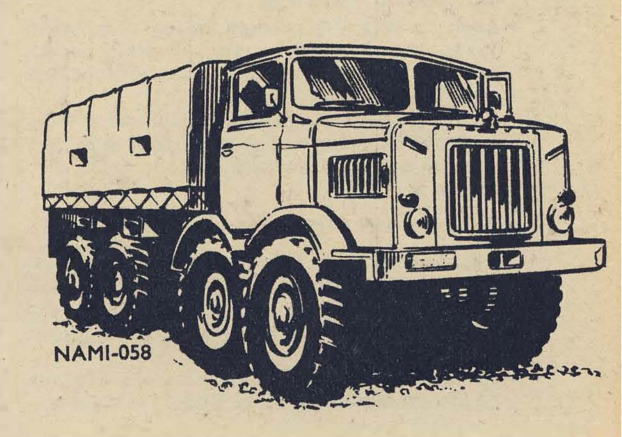
Die sowjetischen Automobilwerke entwickelten eine ganze Reihe neuer LKW-Typen, die zur Zeit in die Produktion überführt werden. Bei allen Mustern ist zu erkennen, daß sie für die verschiedensten klimatischen und geografischen Bedingungen konstruiert worden sind. Robustheit und hohe Geländegängigkeit zeichnen die Fahrzeuge besonders aus.

Der ZIL-131, ein Dreieinhalbtonner, kann ohne Umstellung Wasserhindernisse bis 1,5 m Tiefe durchwaten. Sein Motor, die elektrischen Aggregate usw. sind wasserdicht.

Ein interessantes Kfz. ist der ZIL-E 167. Das Fahrzeug hat zwei Motoren mit insgesamt 360 PS. Die Vorder- und Hinterachse des Dreiachsers sind lenkbar. Tiefer Schnee, Sand und Schlick sind keine Hinternisse für das äußerst geländegängige Fahrzeug, das besonders als Zugmittel geeignet ist.

Für das fahrbare Labor PLG-2 wurde als Basisfahrzeug der GAZ-66 gewählt. Ein Spezialkoffer aus armierter Schaumplaste verleiht dem Typ gute Isolier- und Lärmschutzeigenschaften.

Als Prototyp wurde der NAMI-058 bekannt. Er ist ein vierachsiges Fahrzeug mit Allradantrieb und als Zugmittel ausgelegt. Nähere Angaben sind noch nicht bekannt.


NAMI-058

Funktruppführer Schünemann

Eine Skizze von Rolf-Peter Bernhard

in Spätsommertag des Jahres 1965.
In aller Kuckucksfrühe sortieren die Postzustellerinnen Briefe, Drucksachen, Karten. Karten sind es heute mehr als sonst; „bunte Karten" werden sie scherzhaft genannt, die Einberufungsbefehle.
Einer der Bescheide entgleitet den flinken Händen, rutscht vom Tisch auf die Erde. Herrn Jürgen Schünemann, 2802 Dömitz ...
Die Unterassistentin stutzt.
„Tatsächlich, jetzt ist auch er dran."
„Wer?"
„Unser langer Schünemann, das Mädchen für alles. Du, ich habe gehört, der will für drei Jahre zur Armee."
„Da hat er sich ja was vorgenommen. Leicht ist es jedenfalls nicht ..."
„Ach, wenn der Unteroffizier wird ..."

Neuigkeiten, besonders die mit dem Pstfingerchen versiegelten, machen rasch ihre Runde; und so erfährt der Postler Jürgen, wann für ihn der neue Lebensabschnitt beginnt, bevor er die Einberufung gelesen hat.
Er ist darauf vorbereitet. Er hat sich verpflichtet, als Soldat auf Zeit zu dienen.
„GST-Funker waren Sie? Also, dann machen Sie sich man weiter keine Sorgen. Sie kommen ganz gewiß zu den Nachrichten ..."
Dieses Versprechen klang zuverlässig. Jürgen unterschrieb. Freiwillig.
Aber ... Aus Versprechen sollen auch schon Versprecher geworden sein. Jedenfalls erzählt man sich's. Und wo es läutet, da muß wohl auch eine Glocke sein.
Wenn er nun Munitionskanonier wird, oder Ladeschütze, oder was es sonst noch alles gibt, was mit der Funkerei nichts zu tun hat?

Vom kleinen zum großen Einmaleins

Die blaue Uniform wird ausgezogen, die steingraue Uniform wird angezogen. Aus dem Postbetriebsfacharbeiter Schünemann wird der Funker Schünemann. Die Schulterklappen sind gelb paspeliert.
Es läuft alles nach Wunsch. Vorerst jedenfalls.
„Achtzehn Mann auf einer Bude! Da kann man ja Angstzustände kriegen", fluchen die werdenden Soldaten.
Jürgen zuckt die Schultern. Er ist an Internatsleben gewöhnt. Was er oft verwünschte, wird ihm nun zum Vorteil.
Gut ist es auch, daß alle Genossen aus einer Gegend kommen. Etliche kennen sich, zumindest von Angesicht. Ja, und wie es der Zufall will, hier trifft er einen Schulkameraden wieder.
Jürgen lebt sich schnell und leicht ein. Nach vier Wochen hat er das Marschieren gelernt. Er weiß, wie man das Koppel gürtet, die „Kalaschnikow" durchlädt, die Eskaladierwand angeht – kurz, das kleine Einmaleins des Soldaten beginnt sich einzuprägen. Nun kann sich das große Einmaleins anschließen, die Unteroffiziersschule.

Gestolpert

Im Wartezimmer des Zahnarztes ist man froh, wenn plötzlich einer mit dickem Schal um den Kopf und geschwollenem Gesicht hereinkommt und – vorgelassen wird. In einem Prüfungsvorzimmer ist es anders. Hier möchte man die Prozedur so schnell wie möglich hinter sich kriegen. Wer bis zuletzt warten muß, verbraucht mitunter ein ganzes Päckchen „Casino".
„Die Betriebserlaubnis? Mensch, Schünemann! Im Hören und Geben bist du ein As. Na?"
„Andere, die dir nicht das Wasser reichen können, haben es geschafft. Warum solltest du hängen bleiben."
Deutsch sagt es, Schulz meint es, alle reden ihm gut zu.
„Ich gehe mit einer Fünf, mit einer glatten Fünf in die alles entscheidende Prüfung. Ja, wenn mich mein Zugführer befragen würde oder der Kompaniechef. Aber ich muß zu einem Zugführer, den ich nur dem Namen nach kenne."
Jürgen hält es nicht länger auf dem Stuhl aus. Er wandert im Zimmer umher. Nervös betet er vor sich her, was er in den vergangenen fünf Monaten gelehrt bekam.
Am Fenster bleibt er stehen. Er schaut hinaus. Die Konturen der schwarzen, kahlen Bäume

Konzept bringen. Er weiß vieles, kann vieles. Aber hier, wo es darauf ankommt, fällt ihm selbst das Einfachste nicht ein. Es ist wie verhext. Er könnte sich ohrfeigen.

Schwere Balken

Alle kehren sie ins Bataillon zurück, aber nicht alle sind sie Unteroffizier geworden. Zwei dürfen sich nicht die silbernen Litzen um den Kragen nähen, müssen weiterhin den gelben Balken auf den Schulterklappen tragen: Unteroffiziersschüler Trapp und Unteroffiziersschüler Schünemann.

Wenn du draußen an einer Fachschule durch das Examen rauschst, dann bist du wütend und enttäuscht, suchst bei den Prüfenden die Schuld, vielleicht auch bei dir selbst. Aber schließlich zwingt dich dort keiner, die Blamage offen zur Schau zu tragen.

Vor vier, fünf Monaten, ja, noch vor wenigen Tagen war Jürgen stolz auf den schmalen gelben Stoffstreifen. Heute verwünscht er ihn, weil er ihm eine unerträgliche Last geworden ist. Er hat die Nase voll bis zum obersten Stockwerk.

Was haben ihm seine guten Leistungen im Hören und Geben genützt? Was das ewige Büffeln und Auswendiglernen? Nichts, aber auch gar nichts!

Er wird weiter den gelben Balken tragen müssen. Längerdienender Unteroffiziersschüler! Auch eine Perspektive! Kann er seinen Kameraden denn noch in die Augen sehen? Sie werden spötteln, hämisch grinsen. Und erst seine Kollegen auf dem Postamt. Was mögen sie von ihm halten, wenn sie seine Blamage erfahren? Ob er sie im Urlaub überhaupt besuchen wird? Jürgen ist verzweifelt. Wie wird es weitergehen mit ihm? Vorerst sieht er kein Land. Er möchte am liebsten in den Erdboden kriechen.

„Eine Prüfung, Genosse Schünemann, kann man wiederholen", sagt der Kompaniechef. „Wollen Sie?"

Jürgen starrt für Sekunden den Offizier an.

„Trauen Sie sich's zu, sich ein zweites Mal für die Betriebserlaubnis prüfen zu lassen?" macht Hauptmann Arndt seine Frage deutlicher.

„Wenn es möglich wäre . . ."

Tage später besitzt Jürgen die Erlaubnis, eine Funkstation zu bedienen. Es war keine Prüfung mit Augenzwinkern. Im Gegenteil.

Trotzdem, er bleibt weiter Unteroffiziersschüler.

Ohne Stolperdrähte

Im Bataillon fehlen Truppführer. Ein Unteroffizierslehrgang wird eingerichtet.

Jürgen wird befohlen, noch einmal die Schulbank zu drücken. Wieder läßt er über sich ergehen, was er längst zu wissen glaubt. Die Gefreiten, die hier in einigen Spezialfächern unterrichten, machen es umständlich. Sie sind keine Lehrer, dafür aber erfahrene Praktiker. In der DV 14/8, der Funkvorschrift, sind sie weniger zu Hause als Jürgen. Ein paar ausgeklügelte Fragen, und . . . ▶



verschwimmen. Er putzt die Brille. Es nützt nichts.

‚Ich muß wieder neue Gläser haben. Ach, hätte ich doch neulich auf der Sturmbahn nicht soviel Angst um diese verdammte Brille gehabt. Warum nur mußte ich sie abnehmen und Schulz in Verwahrung geben? Warum nur?' In Gedanken sieht er sich noch mal auf der Sturmbahn.

Der festgetrampelte Schnee war glatt. Obendrein blendete er. Das Kriechhindernis. War es diesmal länger? Ach, das gibt's ja nicht! Aber eher er sich's versah, hing er fest, stolperte und fiel so unglücklich aufs Kreuz, daß er dachte . . .

Das Endresultat ließ nicht lange auf sich warten. Eine glatte Fünf. Er hatte die geforderte Zeitnorm überschritten.

War er sportlich eine Niete? Er hatte Mut bewiesen. Aber ohne Brille und mit Schutzmaske über die Sturmbahn? Nicht richtig sehen können?

„Unteroffiziersschüler Schünemann!" ruft die unbekannte Stimme. „Zur Prüfung!"

Jürgen erschrickt.

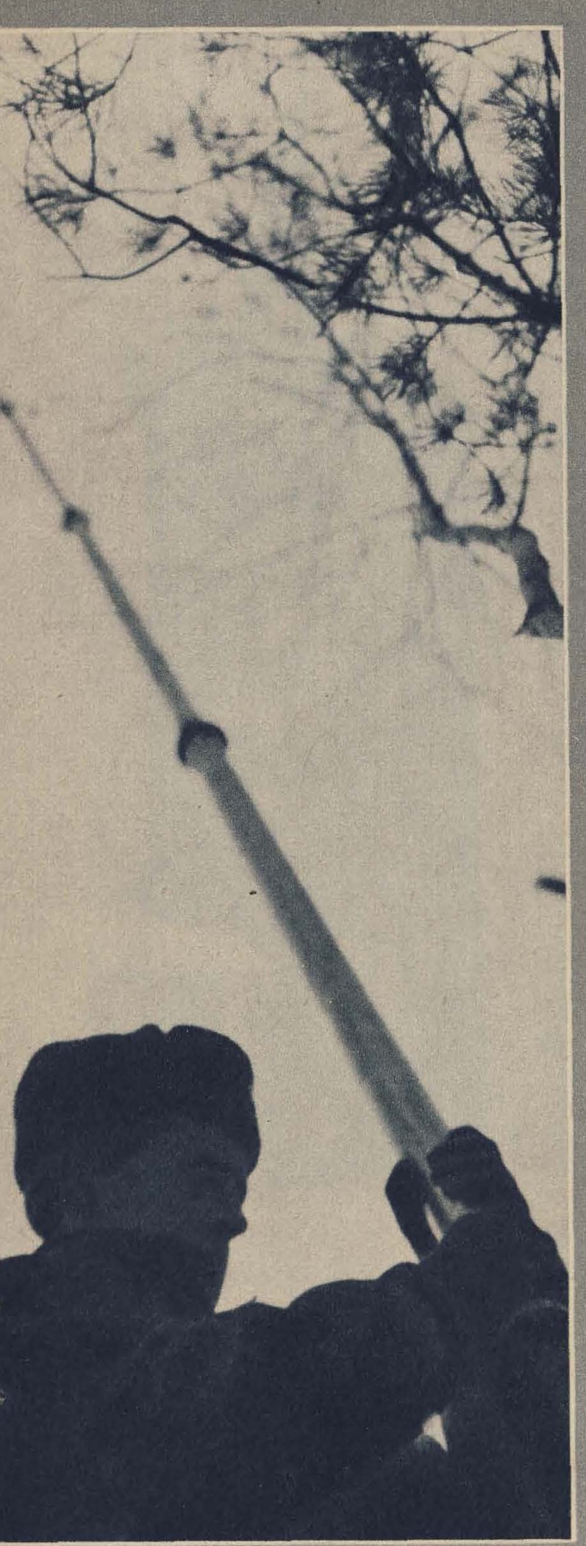
‚Ach, ich werd's schon schaffen', spricht er sich Mut zu. ‚Es kann ja nicht alles schiefgehen.'

Er versucht das Prüfungsfieber gewaltsam zu unterdrücken, will sich zur Ruhe zwingen. Doch es gelingt ihm nicht. Die Zwischenfragen! Damit läßt er sich von dem Leutnant aus dem

Jürgen legt nicht solche Stolperdrähte. Er hilft den Ausbildern. Ohne daß es ihm recht bewußt ist, wird er selbst zum Ausbilder.
Unterleutnant Manfred Bremer ist Pädagoge genug, um sehr bald zu merken, was wirklich in Jürgen Schünemann steckt. Er spürt aber auch, daß der Junge oft unlustig in den Schulungsraum geht, weil er sich unterfordert fühlt.
„Ich halte es für überflüssig, den Unteroffiziersschüler Schünemann in alle Prüfungen zu schikken." Diese Meinung vertritt der Zugführer vor seinen Vorgesetzten. Und er belegt sie mit handfesten Beweisen.
„Der Mann schafft ohne besondere Mühe die sechste Kontrollübung. Tempo neunzig hören und Tempo siebzig geben, damit schafft er das Klassifizierungsabzeichen! Aber das ist nur ein Beispiel. In der Nachrichtengerätelehre ..."
Das Wort des Genossen Bremer hat Gewicht. Es gilt etwas im Stab, und es gilt auch beim Bataillonskommandeur.
Auch für Jürgen ist dieser militärisch und technisch versierte Nachrichtenoffizier längst zu einem Leitbild geworden. Mehr als einmal nahm sich Jürgen vor, ihm nachzueifern.
„Wie halten Sie es eigentlich mit der Funkvorschrift? Ich meine, haben Sie sich mit ihr angefreundet?"
„Wie meinen Sie das, Genosse Unterleutnant?"
„Kennen Sie sie?"
Jürgen schaut seinen Zugführer an. Unsicher zuckt er die Schultern.
„Nein, das will ich nicht gerade behaupten. Die DV 14/8 ist sehr vielschichtig und kompliziert ..."
„... deshalb trägt sie selbst der größte Fuchs stets in der Tasche." Manfred Bremer lächelt „Ich bin nun schon zwölf Jahre bei der Funkerei, und ich bin froh, daß diese Dienstvorschrift gedruckt vorliegt. Ahnen Sie, was ich vorhabe, Genosse Schünemann?"
Jürgen schüttelt den Kopf.
„Sie sollen über diese Vorschrift unterrichten!"
„Ich?" Jürgen traut seinen Ohren nicht. „Hier? Vor dem Lehrgang?"
„Natürlich. Glauben Sie's mir, Sie können das." Manfred Bremer behauptet das so fest, daß Jürgen unwillkürlich nickt. Ja, er traut es sich zu. Warum nicht!
„Übrigens, Genosse Schünemann, ich wollte Ihnen schon lange sagen, daß das Sprichwort von den vielen Wegen, die nach Rom führen, auch in unserer Armee seine Wahrheit behalten hat. Seit ich zur Fahne ging, habe ich unentwegt Stufe für Stufe erklimmen müssen. Ohne Unteroffizierslehrgang, ohne Offiziersschule. Sehen Sie, man kann also etwas erreichen, wenn man nur will. Der Wille sei dem Menschen heilig ..." Der Unterleutnant lächelt. „Im Oktober können Sie Unteroffizier sein, und ich glaube, nicht nur dem Dienstgrad nach."
Dieses Gespräch gibt Jürgen das Selbstvertrauen zurück. Noch am selben Abend sitzt er über der Dienstvorschrift 14/8. Er blättert darin wie in einem hochinteressanten Lehrbuch der Mikrofotografie, das er sich als leidenschaftlicher Filmamateur zugelegt hat.

Der pfiffige Fahrer

Unterleutnant Manfred Bremer behält dreifach recht. Jürgen werden die bereits bestandenen Prüfungen anerkannt. Er wird am 25. Oktober 1966 zum Unteroffizier befördert und zunächst in den Ausbildungszug kommandiert.
Unter den Neueingestellten gibt es einen Wolfgang Kriese, ein kleines, flinkes Kerlchen, Landmaschinen-Traktoren-Schlosser von Beruf und deshalb als Kraftfahrer vorgesehen.
„Dem Burschen sollte man ein E aus dem Namen streichen; denn wenn er mir naht, naht mir eine Krise", sagt nicht nur ein Ausbilder von ihm. „Der hat die größte Klappe im ganzen Bataillon."
Dieser Kriese wird nach Abschluß der militärischen Grundausbildung Kraftfahrer auf der fahrbaren Funkstation, die Jürgen Schünemann übernimmt.
‚Dir bleibt wohl nichts erspart', denkt Jürgen verzagt. ‚Jetzt, wo du beweisen willst, was wirklich in dir steckt, setzt man dir den Kerl mit dem größten Rand auf den Bock. Will dir jemand zuguterletzt irgendwie beweisen, daß du es nicht verstehst, mit den Menschen zu arbeiten? Oder was soll das?'
Vier Wochen ist Wolfgang Kriese im Trupp, sechs Wochen, acht Wochen.
„Ich begreife nicht, warum ihr immer behauptet, der Mann habe einen großen Rand", verteidigt Jürgen im Unteroffizierskollektiv seinen Kraftfahrer. „Pfiffig und quirlig ist er, aber nicht vorlaut, gradstirnig ist er, aber nicht frech."
„Warte ab", sagen die anderen. „Ein besonderes Vorkommnis, und ..."
Vier Monate vergehen, sechs Monate, acht.
Wolfgang Krieses „Sündenregister" ist weiß wie das Sonntagshemd auf der Leine. Er fügt sich gut in das kleine Kollektiv ein, löst gewissenhaft seine Aufgaben. Loses Mundwerk? Klar, Wolfgang Kriese sagt zu allem seine Meinung. Offen und ehrlich, manchmal etwas ungehobelt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Unteroffizier Schünemann gibt ihm dann und wann einen Anranzer. Mehr aber nicht.
Je länger sie zusammen sind, desto besser spielen sie sich aufeinander ein. Bald ist Kriese nicht mehr „nur" Kraftfahrer, sondern auch Funker.
Nicht mehr über des Kraftfahrers loses Mundwerk wird im Bataillon gesprochen, sondern über das vorbildliche Kollektiv Jürgen Schünemann, Bernd Langguth, Wolfgang Kriese.
Ihre Station ist Mund und Ohr des Stabchefs Artillerie, Seele der Kanonen, Haubitzen, Geschoßwerfer und Raketen. Jede Übung verlangt das letzte von den drei Männern in dem zugigen Geländewagen.
Jürgen Schünemann befiehlt Bernd Langguth bei einer Übung, wenigstens zwei Stunden zu schlafen, und er selbst übernimmt die Funküberwachung.



„Soviel Ahnung habe ich auch", meldet sich Manfred Kriese. „Geben Sie mir die Kopfhörer. Hauen Sie sich hin, Genosse Unteroffizier. Nicht nur die Beine brauchen Ruhe und die Arme, auch der Kopf kommt ohne Schlaf nicht aus."

Jürgen klappt das Zigarettenetui auf.

„Einverstanden. Zuvor aber rauchen wir noch eine, die letzte für diese Nacht."

„Na, na. Über diese Brücke gehe, wer will."

Auf Kriese ist unbedingt Verlaß, denkt Jürgen. Er merkt nicht, daß ihm sein Kraftfahrer die glimmende „Casino" aus der Hand nimmt. Er ist eingeschlafen.

Der Beweis

Poch, pach, poch, pach, poch, pach ... Regelmäßig, wie von einem Uhrwerk angetrieben, hallen Stiefelschritte durch den Korridor.

„Das ist er", sagt Hauptmann Arndt. „Soll ich ihn hereinrufen?"

Ich schüttle den Kopf.

Im selben Augenblick betritt ein großer, sehniger junger Mann den Klubraum, in dem wir sitzen. Er stutzt, entschuldigt sich und geht wieder.

Das also ist der Funktruppführer, Unteroffizier Jürgen Schünemann.

„Er ist zweifelsohne einer unserer besten Unteroffiziere. Er ist stellvertretender Zugführer, Ausbilder, FDJ-Leitungsmitglied. Zweimal erhielt er das Bestenabzeichen. Überall hat er sich großartig bewährt", lobt der Kompaniechef. „In der Arbeit ist er sehr selbständig. Auf ihn können wir uns voll und ganz verlassen. Als Vorgesetzter findet er stets den richtigen Ton. Und er weiß das nötige Wissen tiefgründig zu vermitteln ..."

„Dennoch wurde er nicht wieder in den Ausbildungszug kommandiert. Warum?"

„Warum ..." Ich spüre, daß Hauptmann Arndt hierüber nicht gerne sprechen möchte.

„Im Sport und vor allem im Schießen können wir von ihm keine großen Leistungen erwarten. Sein Augenlicht ... Er ist erst zweiundzwanzig Jahre alt, aber wenigstens einmal im Jahr braucht er neue und immer stärkere Brillengläser.

Hier können wir ihn nicht überfordern. Aber dafür ist er ein guter Funktruppführer, der sein Spezialfach ausgezeichnet beherrscht. Als ihn Unterleutnant Bremer zum Unteroffizier vorschlug, stellten wir das alles in Rechnung. Die Praxis beweist, daß wir richtig entschieden haben."

Der Kompaniechef schweigt.

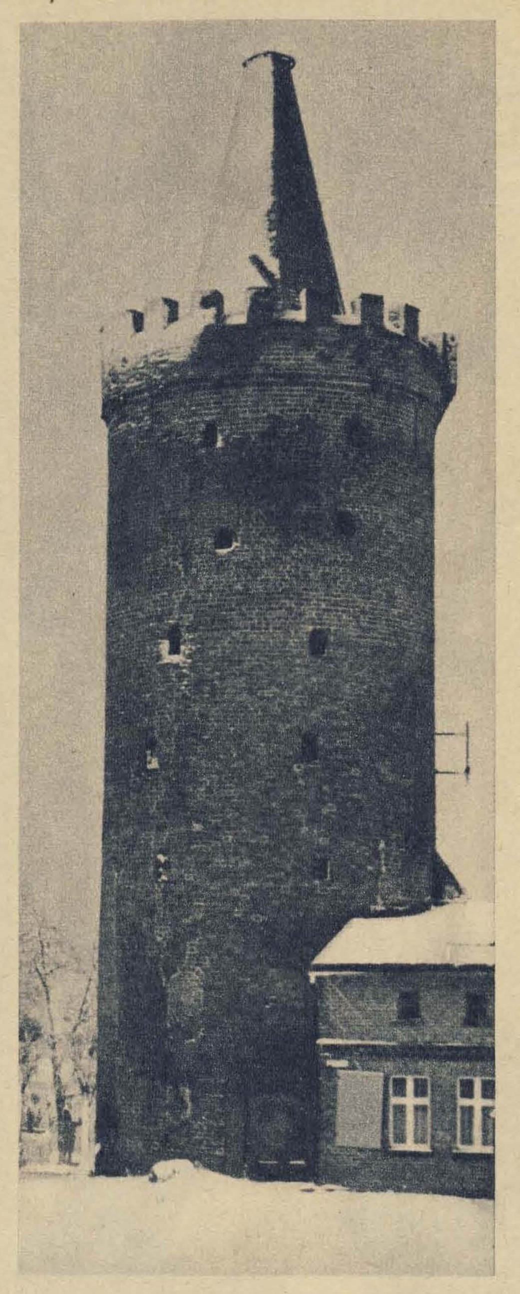
„Ich verstehe ..."

„Schauen Sie, Genosse Schünemann ist einer der beiden Unteroffiziere meiner Kompanie, die als Gehilfen des Offiziers vom Dienst bestätigt wurden. Das ist doch ein Zeichen dafür, daß wir großes Vertrauen in ihn setzen. Und ich meine, über solch einen Unteroffizier sollte man ruhig einmal schreiben."

Was hiermit geschehen ist.



Ein alter Stadtturm, glaubt mir, kann auch seine Geschichte erzählen. Seit rund einem halben Jahrtausend stehe ich hier inmitten des 700jährigen Pasewalk, und einen Namen gaben sie mir auch: „Kiek in de Mark!“
Als hellroter Backsteinbau war ich einst nicht nur des Ansehens, sondern auch des Geldes wert.
Das war um 1400. Nicht nur einmal hatten die Brandenburger Pasewalk belagert und einige Pasewalker – in Stricke gebunden – entführt. Doch dann kam es mal anders. Die Pasewalker nahmen zweihundert Brandenburger gefangen, die Wochen später nur gegen ein hohes Lösegeld ihre Freiheit wiederbekamen. Von diesem Geld baute man mich, den Turm „Kiek in de Mark“. Fortan stiegen Wächter die engen Stiegen in meinem Innern hinauf und schützten die Stadt vor einem unverhofften Überfall der Brandenburger. Längst sind diese Zeiten vorüber. Der Silo vom erst vier Jahre alten Kraftfuttermischwerk oder der Schornstein der Großbäckerei überragen meine Hutspitze beträchtlich. Doch die kennen nicht einmal die Kämpfe, die ich allein in den letzten 50 Jahren sah.
Als stummer Zeuge habe ich auch jene Zeiten erlebt, als noch Pferdehufe preußischen Militärs das Pflaster unserer Stadt und seine Bewohner traktierten. Im März 1920 war es, als die Pasewalker Arbeiter vom Kapp-Putsch erfuhren und ihre Unterdrücker abzuwerfen versuchten. „Auf zum Generalstreik!“ lautete ihre Parole. Die Pasewalker Reichswehrsoldaten standen auf der anderen Seite. Ihr Kommandeur, der Oberst von Knobelsdorff, verkündete in diesen Tagen: „. . . Auf Befehl des Reichswehrministers, General der Infanterie Freiherr von Lüttwitz, sind alle gegen die neue Regierung gerichteten Bestrebungen verboten. Gegen Zuwiderhandelnde wird auf Grund des Ausnahmezustandes eingeschritten, nötigenfalls mit Waffengewalt.“ Und sie erstickten den Widerstand der Arbeiterklasse in Blut.
Später ist auch über Pasewalk der zweite Weltkrieg hinweggezogen, und übrig blieben fast nur Trümmer und zerstörte Wohnstätten. Fast 90 Prozent der Häuser waren zerstört, die Heimstätten für über 8000 Pasewalker.
Nun leuchtet bereits seit fast zwei Jahrzehnten ein neues Pasewalk mit seinen schmucken Häusern und sauberen Straßen zu mir herauf.



DDR UNSER VATERLAND

Unser Bürgermeister Eberhard Schmidt spricht gern davon, wie stolz die Pasewalker auf ihre Stadt sind. Viele Bürgermeister habe ich im Verlaufe der fünf Jahrhunderte erlebt. Solche mit silbernen Amtsketten und Rittern als persönlichen Schutz, andere, die nur im Rathaus saßen, und solche in Uniform wie Goldfasanen, doch einen solchen Bürgermeister wie jetzt gab es noch nie. Vor Jahren noch faßte er selbst zur Schaufel, als es um eine noch schönere Stadt ging, und fast täglich läßt er sich bei den Arbeitern, den Bauern oder den Kindern in den Kindergärten sehen und erkundigt sich nach ihrem Wohlergehen. Auch bei den Patienten im Krankenhaus mit den 400 Betten dann und wann. Das neue Krankenhaus mit seinen zehn Abteilungen und den über 30 dort tätigen Ärzten sucht seinesgleichen im Bezirk. Mehr als 18 Millionen Mark stellte der Staat für diesen modernen Bau zur Verfügung. Doch die Krone des Wiederaufbaus nach dem Kriege sind die vielen hellen und schönen Wohnungen. In den ersten Jahren konnten 472 Familien eine neue Wohnung beziehen, und in den letzten fünf Jahren waren es fast drei mal so viel Neubauten, nämlich 1140. Wenn ich da an jene Zeit denke, als man mehrere Jahre brauchte, um die dicken Backsteine für mich, den Pasewalker Turm, zusammenzutragen und zu schichten!

Ja, die alte und die neue Zeit. Mit einer Kuh oder einem Schwein zog vor vielen Jahren mancher Bauer zum Schlächter. Heute sind es Hunderte Schweine und Rinder, die täglich sogar hergefahren werden – und das moderne Fleischkombinat als Wurst oder Fleischwaren, auch für den Export, wieder verlassen. Nicht zuletzt zur Freude der Hausfrauen werden mehr als zehn Wurstsorten in den Läden angeboten, darunter auch die beliebte „Pasewalker Salami". 20 000 Tonnen Fleisch verarbeiteten die Pasewalker Schlächter allein im Jahre 1967. Zwanzig Eisenbahnzüge mit je 50 gefüllten Waggons sind das.

Und weil ich gerade von der Eisenbahn spreche: Der Pasewalker Bahnhof ist einer der bedeutendsten im Norden unserer Republik. Bis zu 100 Züge halten hier täglich, und während der Urlaubssaison rollen Tag für Tag noch zusätzlich etwa 25 Urlauber- oder Kindersonderzüge über die Gleise des Bahnhofs. Die Güterwagen, die jährlich auf diesem wichtigen Umschlagbahnhof zu ganzen Zügen zusammengestellt werden, kann man fast gar nicht zählen. Vom Kraftfuttermischwerk müßte ich noch mehr berichten, als nur, daß es im Jahresschnitt über 110 000 Tonnen hochwertigen Futters für die Schweine liefert, die dann wieder ihren Weg nach Pasewalk ins Fleischkombinat nehmen; oder von der Großbäckerei, die täglich Brot, Brötchen und andere leckere Backwaren nach Tonnen aus den heißen Schlündern der Öfen speit. Im Sommer wird das Backwerk bis auf die Insel Rügen gefahren.

Ein neues Leben ist in die Stadt gezogen, und die Kleinsten haben in ihr die schönste Zukunft. Kein Tag vergeht, an dem nicht junge Erdenbürger in der Pasewalker Klinik das Licht der Welt erblicken. Schon lange reichen die Kindergarten- und Kinderkrippenplätze nicht mehr aus. Und was mich am meisten freut: Kaum haben die kleinen Pasewalker das Plappern gelernt, da zeigen sie auch schon mit ihren kleinen Fingern zu mir herauf und rufen: „Kiek in de Mark!" *-kaef.*

PS. Drei rote Greifenköpfe auf blauem Grund, das Wappen der Stadt Pasewalk, führt das Panzerbataillon 153 der Bonner Bundeswehr. Den Soldaten wird gelehrt: Es ist das Wappen der Stadt Pasewalk in Pommern, der früheren Garnison des Kürassier-Regiments Königin Nr. 2.

Auf dem Pasewalker Friedhof stehen mehrere mannshohe Holzkreuze ohne Beschriftung – Massengräber des zweiten Weltkrieges.

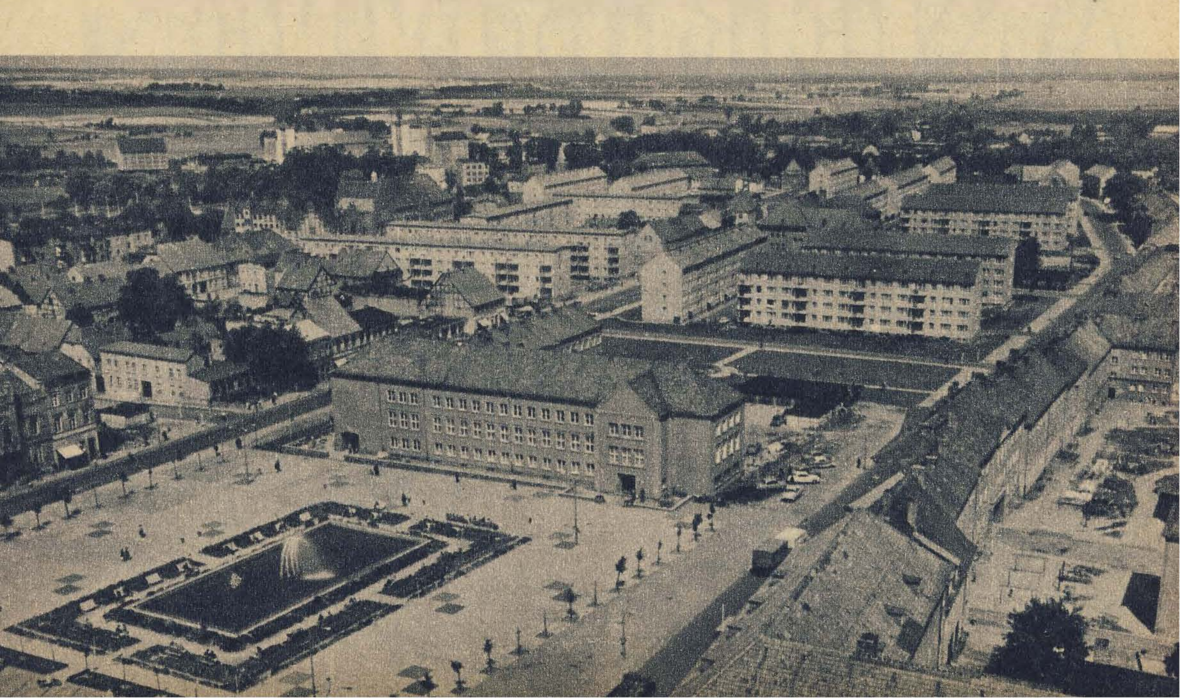


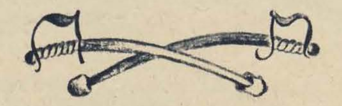
Illustration:
Hille Blumfeldt

ANEKDOTEN

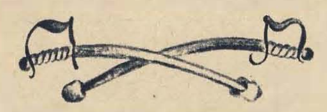
Auf einem US-Flugstützpunkt im hohen Norden war eine Sporthalle gebaut worden. Sie befand sich vierhundert Meter von der Unterkunft entfernt. Bei der Einweihung pries der Kommandant die Stätte zur körperlichen Ertüchtigung in farbigen Tönen. Er schloß wie üblich: „Noch eine Frage?"
„Jawohl, Herr Kommandant!" meldete sich einer. „Wie ist es mit Fahrgelegenheiten von der Kaserne zur Sporthalle?"



Matrose Duval humpelte in die Sanitätsstube. Der Sanitäter gab ihm eine große Tablette in die Hand – und wurde abgerufen.
In der Zwischenzeit schluckte Duval die Tablette und trank ein großes Glas Wasser hinterher.
Der Sanitäter kam zurück und rief bereits an der Tür: „Hier ist ein Eimer Wasser – werfen Sie die Tablette hinein – dann können wir Ihren Fuß baden!"



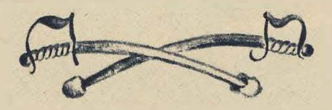
Das Oberkommando der britischen Fallschirmtruppen wirbt in London an verkehrsreichen Straßenkreuzungen mit dem Plakat: „Der Absprung aus einem Flugzeug ist nicht halb so gefährlich wie das Überqueren dieser Kreuzung!“



„Hattest Du Schwierigkeiten bei der Verständigung auf russisch?“ fragte die Braut den Soldaten nach einem gemeinsamen Manöver der befreundeten Armeen.
„Ich nicht“, antwortete der Soldat, „nur die sowjetischen Genossen.“



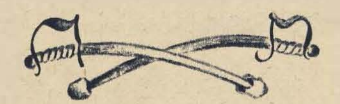
Bei einem Zusammentreffen eines sowjetischen mit einem amerikanischen General sagte der Amerikaner: „Es ist ein großes Glück für einen Menschen, in Amerika zu leben und zu sterben.“
„Das glaube ich“, antwortete der sowjetische General, „denn bei der gefährlichen Außenpolitik Ihrer Regierung haben sehr viele Amerikaner keine Gelegenheit dazu.“



Manöver in Südfrankreich. Das Brot zum Abendessen war hart und trocken. Als der Kompaniefeldwebel die Unterkunft betrat, murrten die Soldaten. Der Feldwebel lachte nur zynisch und meinte: „Seid froh, daß ihr solches Brot habt, im letzten Krieg wären wir gut und gern noch etliche Kilometer marschiert, um Brot zu kriegen!“
Da rief einer aus der Runde: „Damals war es ja auch noch frisch!“



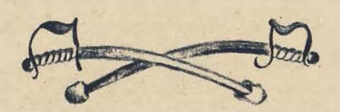
Auf einem Militärflugplatz in der Nähe von Brüssel war es zwar streng verboten, über den Rasen zu gehen, aber das half nicht viel. Da versuchte es der Hauptfeldwebel mit Warnschildern wie: „Nicht auf den Rasen treten!“ bis „Der Rasen ist kein Trampelpfad!“ Schließlich fand er einen Text, der nicht ohne Wirkung blieb: „Direkter Weg zum Küchendienst!“



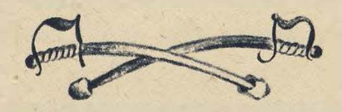
Major Warren war als arrogant bekannt. Überdies trank er. In einem solchen Zustand durchfuhr er eines abends ohne anzuhalten das Kasernentor. Dann aber trat er auf die Bremse und kam zu dem Posten zurück.
„Ist Ihnen nicht bekannt“, herrschte er den Soldaten an, „daß Sie auf jeden scharf zu schießen haben, der ohne Haltzumachen in die Kaserne fährt?!“
Der Posten blieb ruhig. Er sagte nur nach einer kleinen Pause: „Vielleicht wäre es ratsam, Sie würden noch einmal zurückfahren und es ein zweites Mal versuchen, Sir?!“



Schild an einem Untersuchungsraum des Marinehospitals in Marseille: „Alle Matrosen entblößen sich bis zur Hüfte — in beiden Richtungen!“



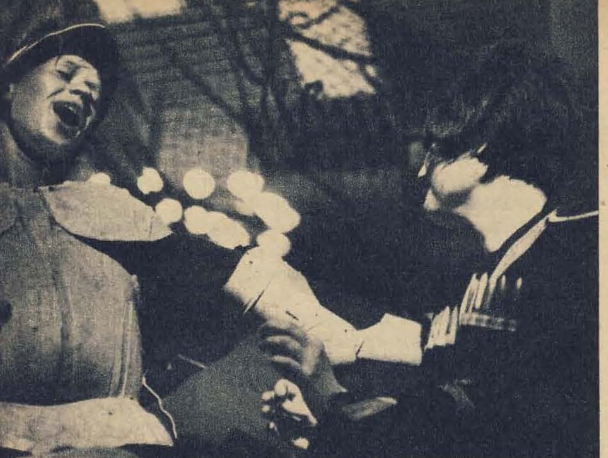
Ein alter Herr verlangt in Mannheim an der Theaterkasse eine Eintrittskarte. „Welchen Rang?“ fragt das Fräulein. Schnarrt der Herr: „Oberst a. D. natürlich!“



Im Urlaub schnarchte Soldat Jensen wie zehn Ritter. Seine Frau war verzweifelt. Sie versuchte dies und jenes. Ohne Erfolg! Da kam ihr die Erleuchtung. Mit tiefer Befehlsstimme rief sie: „Rechts — um!“ Fortan hatte sie Ruhe.



Prof. Werschinin erinnerte sich gern des Beginns seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Er begann in der Roten Armee, im Bürgerkrieg 1920. „Weil ich lesen und schreiben konnte, schrieb ich die Briefe für andere Rotarmisten, am liebsten Gedichte und Liebesbriefe. Eines Tages drückte mir der Kommandeur Papier und Stift in die Hand mit den Worten, ich sollte den schönsten Brief meines Lebens schreiben. Den schönsten Brief für den Kommandeur, dachte ich. Irrtum. Es war meine Bewerbung für die Arbeiterfakultät.“



Rappo

Verse: Hans Krause · Fotos: Ernst Gebauer



Bin der Schwejk. Hab mich verlaufen.
Wollt a bissel mich verschnaufen,
bleibe stehn und seh noch Licht.
Trete ein, schau dort hinüber.
Stutze. Denke: Schwejk, mein Lieber,
irgend etwas stimmt hier nicht!

Dort zum Beispiel in der Ecke
singt a ritterlicher Recke
mit geöltem Bariton.
Doch die Dame seiner Minne
blickt von keines Schlosses Zinne
sondern stammt, man sieht's, vom Don.



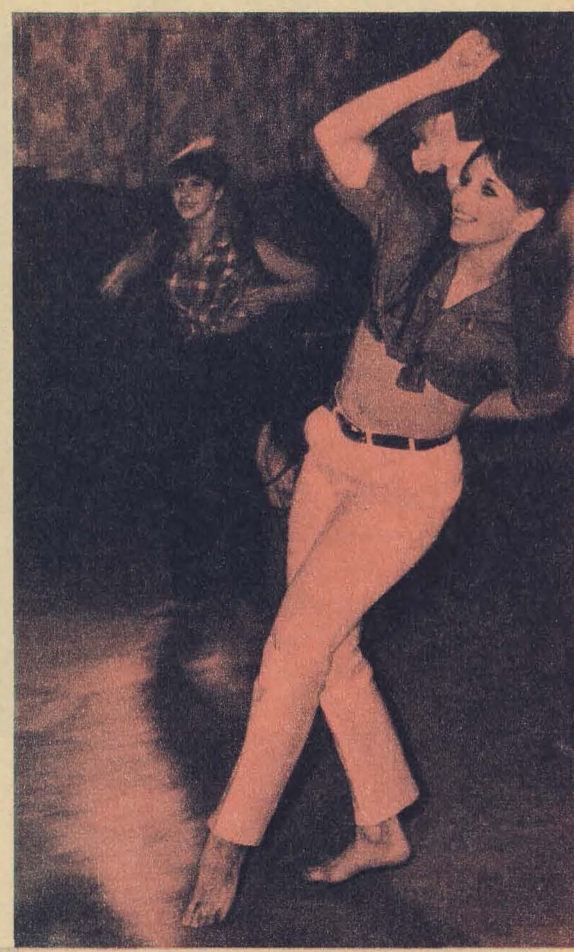
Na, und dort schleppt stark und sicher
grad ein mittelalterlicher
Bauersmann ein Faß herbei.
Drei so grundverschiedne Gäste
Seit an Seit auf einem Feste
das ist glatte Zauberei.

Dies nun mutet sehr kubanisch
andrerseits auch mexikanisch
oder aber spanisch an.
Buntgewürfelt ist die Runde,
die sich hier zu später Stunde
würfelnd amüsieren kann.

…rt?



… Vignetten: Paul Klimpke



Sofort!

Potz! Jetzt wird die Sache heiter.
Was tut jener Schillsche Reiter
neben dem Husarenkind?
Wozu schau'n sie aus dem Bilde?
Ob dort hinten Lützows wilde
und verwegne Jagd beginnt?



Nein, man ist hier – welch ein Segen,
nur auf dem Parkett verwegen
mit viel Schwung und Eleganz.
Doch ich kann mich diesen Rhythmen
leider nur platonisch widmen,
weil ich sonst nur Polka tanz.

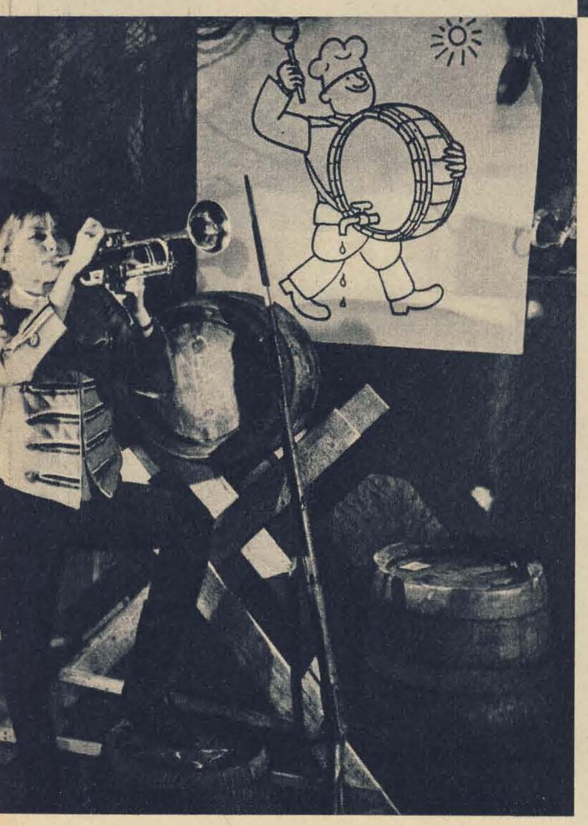






Gibt's hier auch viel fremde Leute,
diese sind gewiß von heute.
Das erkennt man einwandfrei.
Und im sechzehnten Jahrhundert
hätt man sich auch sehr gewundert
über diese Hopserei.

Ein Husar bläst eine Quinte,
und es träumt die alte Flinte
statt vom Kriege vom Applaus.
Sicher bläst auch er zum Kampfe,
aber mit Klavier und Klampfe
geht es immer friedlich aus.





Hier nun blasen drei Personen
auf den blanken Saxophonen
und ich schwanke her und hin.
Dort Husar, hier Volksarmiste,
wenn ich armer Schwejk bloß wüßte,
wo ich hingeraten bin?!

Freiheitskrieger mit Kotletten
tanzt mit einer sehr adretten
Marketendrin einen Shake.
Kittel, Wams, Bolero, Schleier.
Mittelalter, Biedermeier.
Wo nur bin ich? Armer Schwejk!

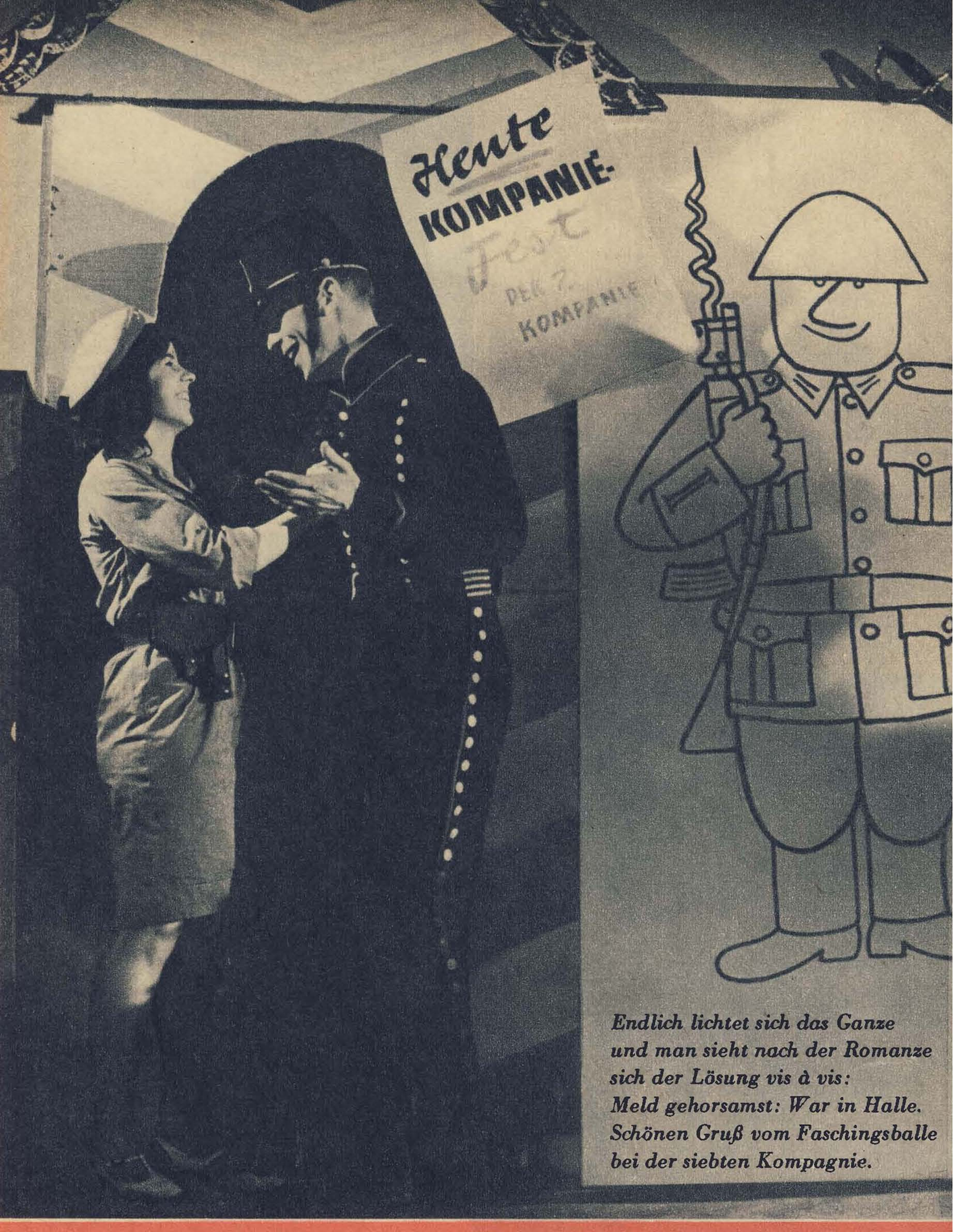
Hier nun kann man klar erkennen:
Weder Raum noch Jahre trennen
diese große Zweisamkeit.
Ob Havanna oder Halle,
beide sind in jedem Falle
stets ein Herz und eine Zeit.





Hier gibt's keine Potentaten,
Schinder, Schleifer, Feldkuraten;
grob, verkommen und borniert.
Und ein Schwejk wird überflüssig,
wo, des Alten überdrüssig,
einzig die Vernunft regiert.





Endlich lichtet sich das Ganze
und man sieht nach der Romanze
sich der Lösung vis à vis:
Meld gehorsamst: War in Halle.
Schönen Gruß vom Faschingsballe
bei der siebten Kompagnie.

Den Erfolg des Soldatenfaschings in der Einheit Schumann garantierten vor allem: ein findiger Klubrat, der kulturfreundliche Kompaniechef, die hilfreiche Unterstützung der Leitung des HdA Halle, die Schwestern und Schwesternschülerinnen der Kinderkrippen „Adelheidsruh", Studentinnen der Theaterhochschule und der Fachschule für Tanz Leipzig.

Pinkerton hat versagt

Fortsetzung von Seite 12

tärisch wichtige Ortschaften angaben, um sich die Bilder nachschicken zu lassen. Selbst wenn der Mann harmlos war, zeigte sich als Mangel der militärischen Erziehung die Schwatzhaftigkeit, deren Bekämpfung in das Programm der Ausbildung aufzunehmen Jefferson Davis aus diesem Anlaß beschloß.

Der junge Unterleutnant, der ins „Hotel Baltimore" die Nachricht brachte, daß der Präsident fotografiert zu werden wünsche, wurde erst einmal fotografiert. Dabei sagte der sonderbare Fotograf:

„Sie brauchen mir Ihr Bild nicht zu bezahlen, ich schicke es Ihnen zu, sobald es fertig ist, ich benötige nur Ihren Namen und Ihre Adresse. Dafür bitte ich Sie, dem Präsidenten eine Mitteilung zu überbringen, die ihn vielleicht enttäuschen wird: Ich muß sofort nach New Orleans, ich habe Nachricht, daß meine Mutter schwer erkrankt ist. Ich komme aber sobald wie möglich zurück, es wird mir eine Ehre sein, den Präsidenten fotografieren zu dürfen."

Als Jefferson Davis diese Nachricht bekam, stieg sein Unbehagen, und er sandte sogleich zwei Geheimdienstleute aus, die das Zimmer des Fotografen im „Hotel Baltimore" durchsuchen sollten. Gleichzeitig schickte er zwei Berittene nach New Orleans, die sich an die Spur des Fotografen heften und ihn beobachten sollten. Aber La Fayette C. Baker hatte bereits die 200 Kilometer nach Washington zurückgelegt, während seine Verfolger noch in entgegengesetzter Richtung nach Süden hinunterjagten, um New Orleans zu erreichen.

Unter Tränen lachend erzählte Baker dem Freund und General Scott seine Erlebnisse.

„Ich habe über hundert Soldaten und Offiziere aller Einheiten und Waffengattungen fotografisch aufgenommen, darunter solche wichtigen Offiziere wie Beauregard, Johnstone, Bragg, Lee, Jackson und andere. Sie haben mir alle ihre besten Uniformen vorgeführt, ihre Auszeichnungen und den Umfang ihrer Brustkästen, die sie herausstreckten, um möglichst heldenhaft auszusehen. Nach dem Fotografieren diktierten sie mir alle Einzelheiten über ihre militärischen Angelegenheiten und die Ortschaften, die sie zu erreichen planten, weil ich ihnen die Bilder nachschicken sollte."

Bei diesen Worten zog er ein dickes Notizbuch aus der Tasche und übergab es General Scott. „Daß ich ein Notizbuch mit diesen Aufzeichnungen besaß, war ihnen bekannt, es war sozusagen mein Kundenbuch, man hätte mir nicht einmal Vorwürfe machen können, wenn man es bei mir gefunden hätte. Am Ende wollte sich Jefferson Davis von mir fotografieren lassen; das war für mich das Zeichen, zu verschwinden."

„Zwei Fragen habe ich", sagte General Scott und blickte kopfschüttelnd in das Notizbuch. „Erstens. Warum wolltest du nicht auch Jefferson Davis fotografieren?"

„Dieser Mann ist mir zu klug. Als ich erfuhr, daß er den Wunsch hatte, mich zu sehen, wußte ich, daß er mich durchschaut hatte."

„Zweite Frage. Wo sind die Bilder, die du gemacht hast? Beherrschst du denn diese neue Kunst des Fotografierens?"

Baker lachte.

„Keine Spur. Es war eine lächerliche schwarze Kiste, die ich auf ein Stativ stellte. Als ‚Linse' diente mir ein Stück Fensterglas. Gummiball und Schlauch, auf die ich drückte, hatte mir ein Apotheker verschafft. Ich denke, Jefferson Davis wird jetzt ein Verbot für alle seine Soldaten und Offiziere herausbringen, sich fotografieren zu lassen."

●

Zwei Jahre später wurde Colonel La Fayette C. Baker, der die Leitung des Geheimdienstes der Nordarmee übernommen hatte, von Abraham Lincoln in den Rang eines Brigadegenerals erhoben. Vom ersten Tage seiner Ernennung zum Colonel an hatte man eine ungeheure Macht in seine Hände gelegt. Sein Fehler war nur, daß er bei seinem Kampf gegen Kriegsgewinnler, Schmuggler und Dokumentenfälscher Geld in seine eigene Tasche fließen ließ und sich ein kleines Vermögen zulegte. Er war gefürchtet wegen seiner raffinierten Methoden. Als Abraham Lincoln am 14. April 1865 im Theater zu Washington von einem fanatischen Konföderierten, dem Schauspieler Booth, ermordet wurde – die Rache der Südstaaten für den militärischen Sieg des Nordens – war es Bakers Tüchtigkeit zuzuschreiben und seiner Kenntnis des Weges von Washington nach Richmond, daß der flüchtige Mörder und mit ihm sein Helfer, ein gewisser Herold, verhältnismäßig schnell verhaftet werden konnten. Dabei unterlief allerdings ein Schönheitsfehler: Booth kam bei der Verhaftung um. Ein Sergeant der Nordtruppe, die zur Verfolgung der Attentäter eingesetzt war, erschoß in grimmiger Wut den bereits umzingelten Präsidentenmörder, so daß dieser kein Wort mehr über seine Hintermänner aussagen konnte. Immerhin, Baker sollte die hohe Belohnung erhalten, die auf die Ergreifung des Präsidentenmörders ausgesetzt war. Der Kongreß jedoch beschloß, ihm nur ein Drittel der ausgesetzten Summe auszuzahlen, da ruchbar geworden war, daß er in Lansing, der Hauptstadt des Staates Michigan, von seinen „Nebeneinnahmen" als Geheimdienstchef ein Hotel erbaut hatte.

Kriminalschriftsteller machten aus dem Polizeichef Allan Pinkerton, der als Geheimdienstchef versagt hatte, eine legendäre Gestalt. Über seinen Nachfolger La Fayette C. Baker, den erfolgreichen und gefürchteten Begründer des amerikanischen Geheimdienstes, wurde wenig geschrieben, was beweist, daß Baker das Dunkel zu hüten verstand, in dem er und seine Agenten arbeiteten.

Wachablösung bei den Raketen?

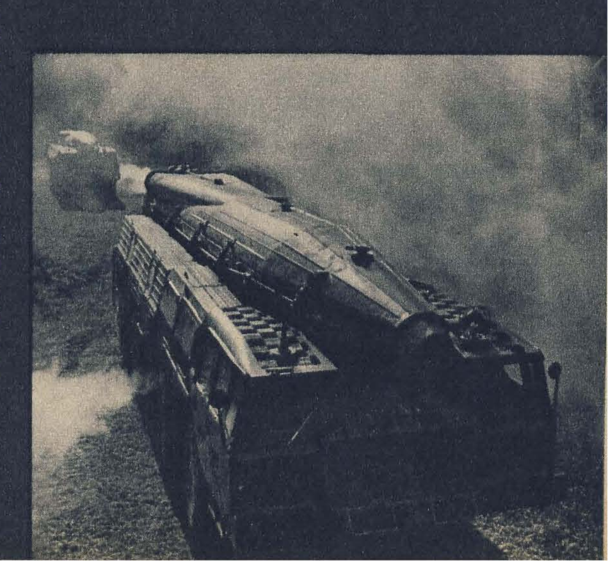
Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Der absolute Höhepunkt der vergangenen Moskauer Parade war unumstritten der Aufmarsch der Raketenwaffen. Nicht nur die außerordentliche Vielfalt beeindruckte den Beschauer, auch die interessanten Proportionen und Einzelheiten neuer Raketentypen sowie die technisch perfekten Transport- bzw. kombinierten Transport-Start-Systeme ließen keinen Zweifel an einer neuen Qualität der sowjetischen Kampfraketen aufkommen. Was in der Kategorie Fernraketen auf mobiler Startrampe gezeigt wurde, war bisher einmalig. Besonders auffällig waren in diesem Zusammenhang vor allem die großen Fortschritte in der schon seit längerem bei strategischen Raketen zu beobachtenden Umstrukturierung von Raketen mit Flüssigkeitstriebwerken auf solche mit Feststoffantrieb. Ebenso deutlich war dabei die enge Verbindung mit der wachsenden Mobilität der Rakete zu sehen, die nicht zuletzt bedeutsam für ihre Wirksamkeit ist.

Zu den ortsfesten unterirdischen Startsilos gesellten sich neue Abschußeinrichtungen – nicht ortsgebundene, denn die Ortung von Silo-Raketen und ihrer Einrichtungen durch Spezialsatelliten aus Umlaufbahnen kann als gelöst betrachtet werden. Ausschlaggebend für die Installation von unterirdischen Startsilos war in erster Linie die Verwendung von beträchtlich großen, mehrstufigen Flüssigkeitsraketen als weitreichende Kampfladungsträger. Obwohl es im Laufe der Zeit gelang, für deren Antriebssysteme im betankten Zustand lagerfähige Treibstoffe zu schaffen, bleibt doch der Wartungs- und Startvorbereitungsaufwand immer noch so umfangreich, daß er nur in einer ortsfesten Anlage zu bewältigen ist. Der gegenwärtige Stand der Aufklärungstechnik sowie die aufwendigen und komplizierten Mittel zur Abwehr von Raketenangriffen gegen größere ortsfeste Punktziele führten zu Überlegungen, die in den kleineren, aber ebenso leistungsstarken und dazu beweglichen Systemen ihren Niederschlag fanden. In hohem Maße dezentralisierte und dazu noch ständig wechselnde Einzelstartplätze befinden sich für den Gegner sozusagen hinter einem „Nebel". Sie sind im einzelnen kaum noch für die Zielansprache anfällig. Maßgebliche Voraussetzung dafür waren allerdings Startbasen, die bei größtmöglicher Beweglichkeit entsprechend leistungsfähige Raketen (große Reichweite und Kampfladungsmasse) schnell und sicher zu starten gestatten. In dieser Richtung erwiesen sich die von den sowjetischen Spezialisten geschaffenen hochmobilen Raketentransport- und Startanlagen schon seit etlichen Jahren als absolute Spitzenleistungen.

Entscheidend für diesen Schritt waren die neuentwickelten Feststoffantriebe. Raketen dieser Antriebsart haben wegen ihrer Treibstoffbeschaffenheit (leicht transportfähig, immer startbereiter Lagerzustand) und wegen ihres einfachen konstruktiven Aufbaus gegenüber den aufwendigen Flüssigkeitsraketen schon von vornherein bessere Voraussetzungen.

Der Entwicklung großer Feststoffantriebseinheiten, wie sie für den Aufbau von strategischen und Anti-Raketen erforderlich sind, standen anfangs beträchtliche Schwierigkeiten entgegen. Erstens lag die Leistungsfähigkeit fester Treibstoffe beträchtlich unter der flüssiger Kombinationen (z. B. Flüssigsauerstoff-Kerosin, Salpetersäure-Dimethylhydrazin). Weiterhin war es sehr schwierig, große kompakte Treibsätze zu fertigen, da es leicht zu unerwünschten Formänderungen (Plastizität durch Eigengewicht) und Rißbildungen (Schrumpfen durch Aushärtung, Temperatureinflüsse) kam, die einen fehlerhaften oder sogar explosiven Abbrand zur Folge hatten. Eine hohe Form- und Strukturstabilität der großen Treibsätze ist aber vor allem dann unbedingt erforderlich, wenn man mit den betreffenden Raketen sehr beweglich sein und unter den verschiedensten klimatischen Einflüssen starten will. Erst als es möglich war, neue Verfahren zur Herstellung großer bis extrem großer Treibsätze (Durchmesser bis





Stellungswechsel ist bei diesen strategischen Feststoff-Raketen kein Problem. Ihre 8 × 8-Fahrzeuge mit Niederdruckreifen sind in jedem Gelände „zu Hause". Sie können nach dem Feuerschlag sofort ihre Position ändern.

6 m!) anzuwenden, konnten leistungsfähigere sowie form- und strukturstabilere Festtreibstoffe entwickelt werden. Die aus einer heterogenen Mischung von Bindemitteln – die gleichzeitig als Brennstoffsubstanz wirken –, Oxydatoren, sogenannten Weichmachern und energiesteigernden sowie stabilisierenden Zusätzen bestehenden modernen Festtreibstoffe liegen in ihren Leistungen heute schon annähernd in dem Bereich, den die früher in der Großraketentechnik verwendeten flüssigen Treibstoffe einnehmen. Die Bindemittel (Polyurethane, Polybutadiene usw.) sind ausschließlich Produkte der modernen Kunststoffchemie und gestatten es wegen ihrer Temperaturplastizität, die Sätze im Gießverfahren herzustellen. Als hochenergetischen Oxydator verwendet man dabei vornehmlich Ammonperchlorat. Die teilweise ebenfalls sehr energiesteigernden Weichmacher (z. B. Glyzerintrinitrat) verbessern vornehmlich Flexibilität und Kältefestigkeit des Treibstoffs. Beträchtlichen Leistungszuwachs bringen jedoch vor allem die als fein verteilte Metallpulver beigefügten Zusätze an Elementen aus der 1. bis 4. Hauptgruppe des Periodischen Systems der Elemente (Aluminium, Beryllium, Bor, Lithium usw.).
Neue Werkstoffe und Herstellungsverfahren für die Brennkammern trugen ebenfalls wesentlich dazu bei, die Leistung ganzer Feststofftriebwerke zu steigern. So erreicht man heute mit Glasfasern und Bindemitteln (Plaste) eine beträchtlich geringe Leermasse (gegenüber den früheren Stahlgehäusen) bei gleichzeitig außerordentlich hoher Festigkeit.
Die mit dieser Entwicklung eingeleiteten Fortschritte führten schließlich nicht nur dazu, daß Feststoffraketen für strategische Zwecke einsatzfähig wurden. Sie bringen es auch mit sich, daß diese Kampfmittel von Jahr zu Jahr „handlicher" und demzufolge für den Aufbau mobiler Systeme (also auch für U-Boote!) immer idealer werden. Höchstwahrscheinlich werden sie eines Tages die Flüssigkeitsrakete auch aus diesem Bereich der Waffentechnik ganz verdrängen. Die Wachablösung hat bereits begonnen. Heute gibt es schon Feststofftriebwerke mit außerordentlich präziser Schub- und Brennschlußregelung. Sie besitzen Lenkeinrichtungen, die mit Hilfe des Antriebsstrahls (kardanisch schwenkbare Ausströmdüsen, Einspritzen eines Hilfsstoffes in den Antriebsstrahl, Strahlruder) betrieben werden, so daß ihre Treffgenauigkeit, selbst über interkontinentale und globale Entfernungen hinweg, nicht im geringsten mehr hinter der Präzision der großen Flüssigkeitsraketen zurücksteht.



Nach dieser Luftreise wird er lernen, „auf eigenen Füßen“ zu stehen.

PANZER
vom Fließband

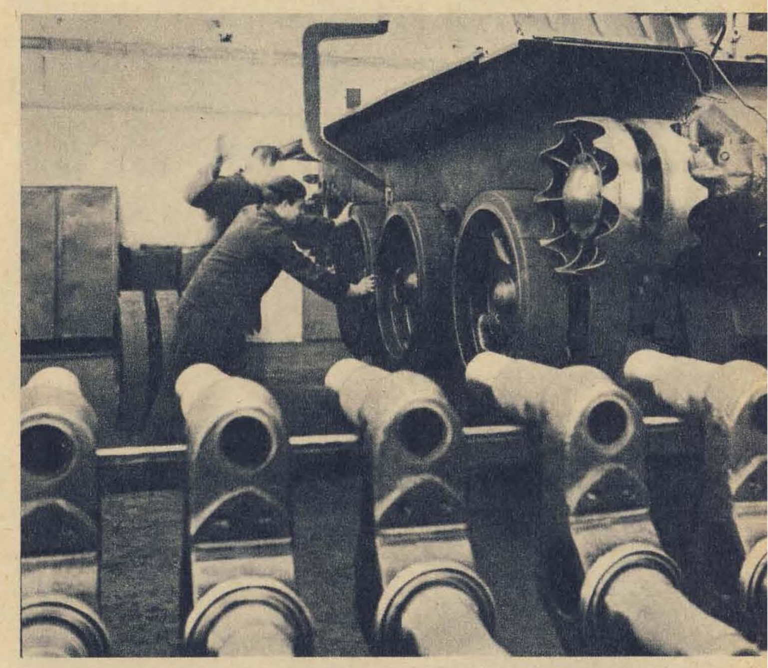
Eine Reportage aus der Volksrepublik Polen · Text und Fotos: Zygmunt Gamski

Kennen Sie schon das Rezept für guten Panzerstahl? Bitte sehr, hier ist es: Man nehme Rohstahl, schmelze ihn im Lichtbogenofen, füge eine Prise Nickel hinzu – das verleiht ihm Zähigkeit; ein wenig Chrom sichert die erforderliche Härte. Gibt man noch etwas Silizium hinzu, dann wird der Stahl elastisch; doch tut man dabei des Guten zuviel, so muß man mit Mangan wieder ausgleichen. Wird schließlich mit Wolfram und Vanadium „abgeschmeckt", so erhält man Stahl bester Qualität.

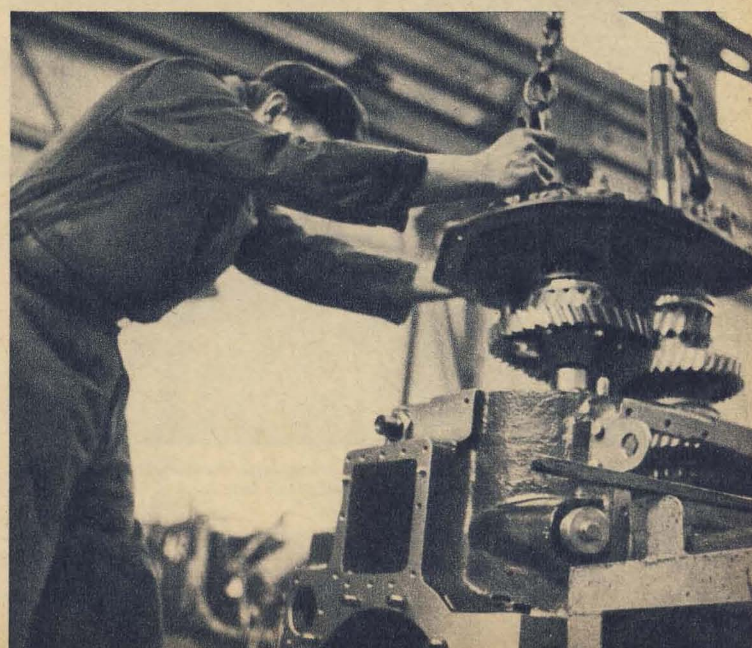
Allerdings darf nicht die Reihenfolge der Zutaten verwechselt werden, und die Öfen müssen immer die geforderte Temperatur von einigen tausend Grad haben. Doch darüber wachen in der Gießerei des Panzerwerkes Dutzende Thermometer und Manometer – sie signalisieren den Menschen jede Unregelmäßigkeit.

Die letzte große Wahrheit verkündet allerdings erst der Abstich. Ist die Schmelze nur um einige Dutzend Grad zu warm, so schadet sie den Formen; bleibt ihre Temperatur zu niedrig, so erstarrt sie vorzeitig und füllt nicht die gesamte Turm-, Laufrollen- oder Lukengußform.

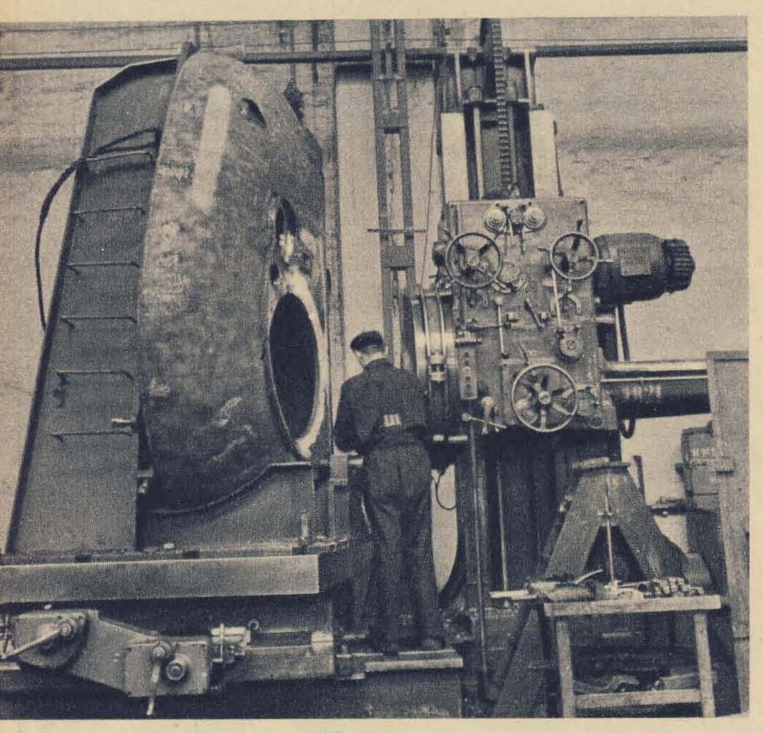
Die Platten für die Wanne



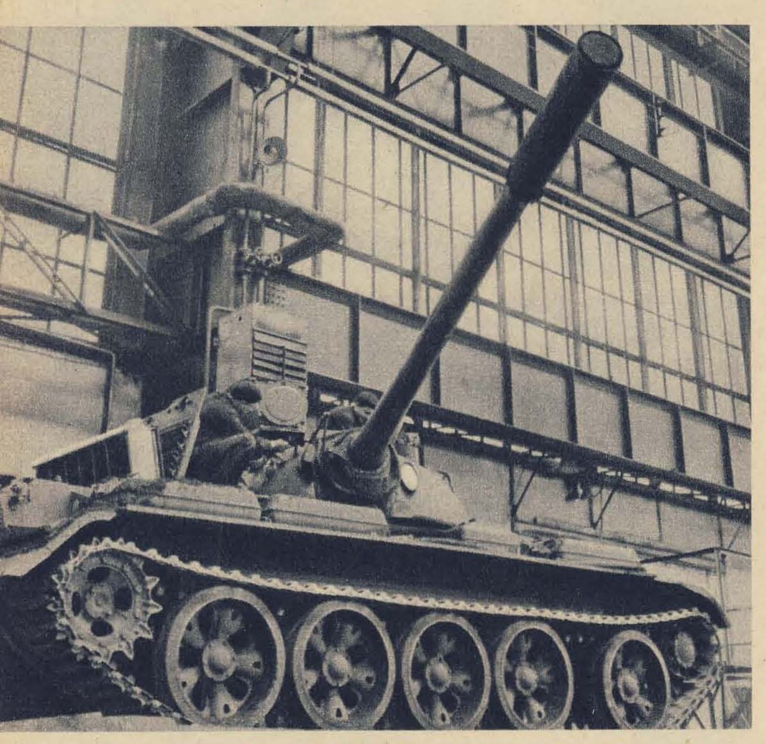
Schwingarme (im Vordergrund) und Laufrollen werden montiert.



Auch die Montage eines so großen Getriebes erfordert Geschicklichkeit und Fingerspitzengefühl.



Der Turm erhält den „letzten Schliff".



Zu den „tausend kleinen Dingen" modernster Panzertechnik gehört unzweifelhaft der Infrarot-Schießscheinwerfer auf dem Turm.

kommen aus einer anderen Abteilung – dem Walzwerk. Unter gewaltigem Druck verformen sie sich dort, als seien sie aus Knetmasse. Nach einer komplizierten Technologie wandern sie durch „Spezialbäder" und elektrische Öfen, bis auch sie über die geforderten mechanischen Eigenschaften verfügen: Elastizität, Härte, Schlag- und Stoßfestigkeit. Doch erst in den Montageständen einer dritten riesigen Halle läßt sich erkennen, was aus diesen Platten werden soll. Kräftige Männer in dunklen Arbeitsanzügen fügen sie zusammen, schneiden und verschweißen sie.

Aus den Händen der Schweißer wandern die Panzerrümpfe zu den Lackierern und wechseln allmählich ihre Färbung – von rostrot über mattgrau zu leuchtendem Grün. Sie erhalten ihr Fahrwerk und die „Eingeweide". Ein Kran setzt schließlich jedem von ihnen den gewichtigen Turm auf.

Wenn sich dann vor dem fertigen Panzer zum erstenmal die Tore der Halle öffnen, läßt sich die Zeit seit dem Abstich des für ihn verwendeten Stahls noch bequem nach Stunden berechnen.

Die erste Fahrt geht auf die Prüfstrecke; und nur, wenn er dieses Examen bestanden hat, geben ihn die Arbeiter des Werkes in die Hände ihrer Soldaten. Ein Prägestempel auf der Panzerung bestätigt: Dieser Panzer ist „diensttauglich". Und er tut damit zugleich kund, daß ein Heer von Arbeitern, Technikern, Ingenieuren und Konstrukteuren verantwortungsbewußt und nach besten Kräften für die Verteidigung des sozialistischen Vaterlandes vorgesorgt hat.

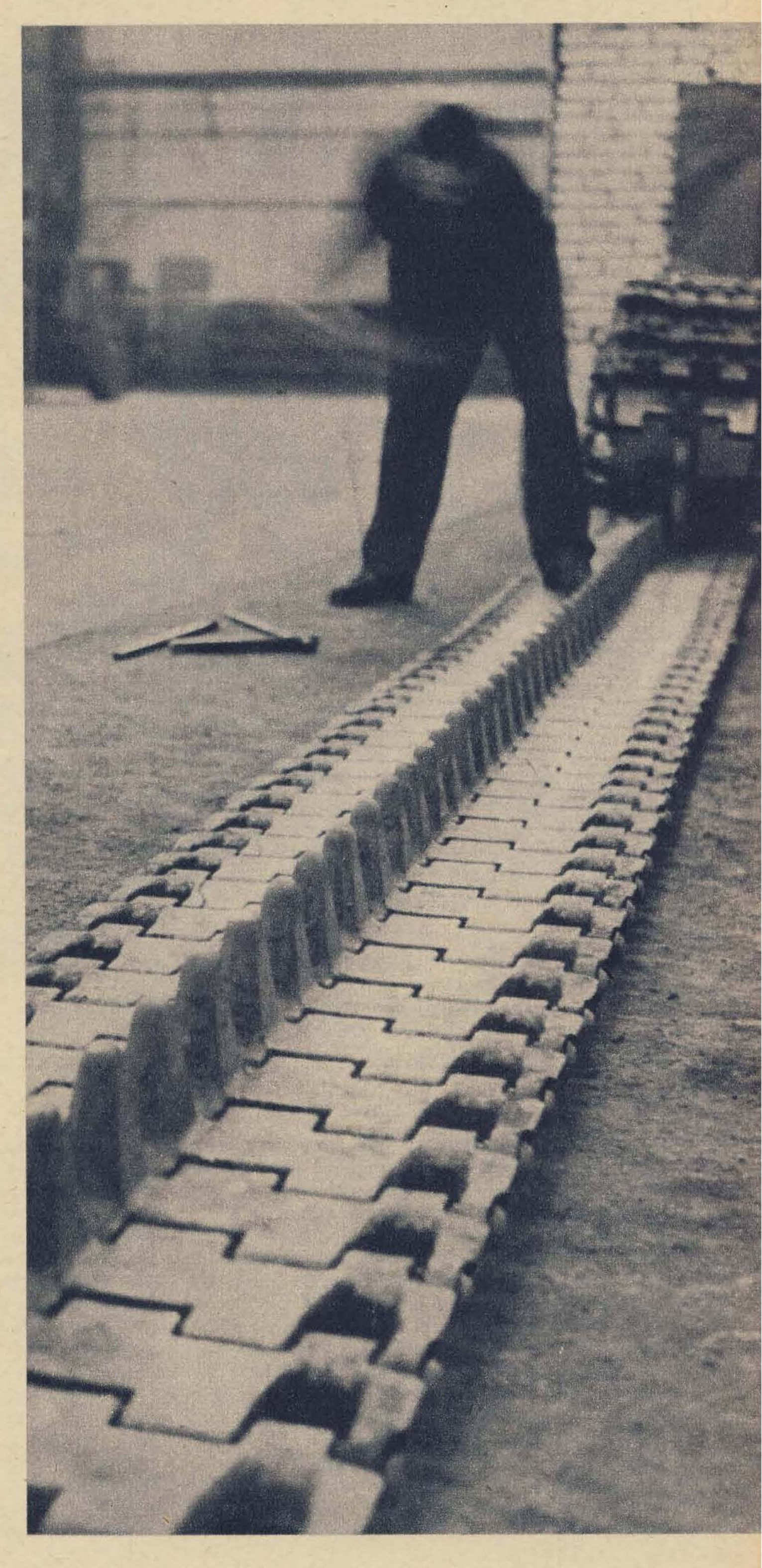
An der Produktion eines Panzers ist eine Vielzahl von Betrieben beteiligt, die wichtige Teile in bester Qualität zu liefern haben. Von Jahr zu Jahr wird die Ausrüstung moderner und damit vielfältiger, komplizierter. Beispielsweise setzte sich der leichte Panzer „Renault" aus der Zeit des ersten Weltkrieges nur aus

etwa 1200 Baugruppen mit rund 33 000 Einzelteilen zusammen. Der britische Panzer „Mathilde" aus dem zweiten Weltkrieg bestand schon aus 8000 Baugruppen mit etwa 40 000 Einzelteilen. Heute sind es z. B. beim „Centurion" nahezu 30 000 Baugruppen mit rund 100 000 Teilen.

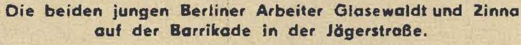
Als vor einem Dutzend Jahren in der Volksrepublik Polen dieses Panzerwerk errichtet wurde, besaß die Belegschaft keine nennenswerten Erfahrungen. Aus diesen Tagen des Anfangs berichtet der Cheftechnologe des Werkes: „Wir begannen mit dem altbewährten T 34. Dazu hatten wir von den sowjetischen Genossen ausführliche Lizenzunterlagen erhalten. Aber vom Papier bis zum fertigen Panzer war es noch ein ganz schöner Weg. Es dauerte zwei Jahre bis zu dem großen Augenblick, als der erste T 34 polnischer Produktion aus der Halle rollte.

Dann kam der T 54, eine völlig neue Konstruktion, und wir mußten regelrecht von vorn beginnen. Doch das ging schon schneller. Wir hatten inzwischen Erfahrungen gesammelt und genügend Kader herangebildet. Nun sind wir von vornherein darauf eingestellt, daß im modernen Militärwesen die vorhandene Kampftechnik etwa alle 5 bis 7 Jahre durch neuere, vollkommenere abgelöst wird. Die letzte Umstellung — auf den T 55 — schafften wir schon sehr rasch."

In allen Industriezweigen wird heute intensiv danach gestrebt, schneller, billiger und besser zu arbeiten. Für die Verteidigungsindustrie eines jeden unserer Länder ist das von ganz besonderer Bedeutung. Hängt doch die Schlagkraft unserer verbündeten Armeen von ihr ebenso ab wie vom politischen Bewußtsein der Soldaten und Offiziere und ihrer Fähigkeit, die erstklassige Technik richtig zu nutzen.



Nicht an der Uhrkette zu tragen: die stählerne Gleiskette.



Die beiden jungen Berliner Arbeiter Glasewaldt und Zinna auf der Barrikade in der Jägerstraße.

„Es wird drei Viertel auf 3 Uhr. Da tönt wüstes Geschrei von der Kurfürstenbrücke herab; Haufen flüchten durch die Königstraße; Bürger kommen, aufgeregt bis zur rasenden Wut, knirschend, bleich, atemlos. Sie rufen: Man hat auf dem Schloßplatz soeben auf uns geschossen. Wut- und Rachegeschrei erhebt sich durch die Königstraße, durch die ganze Stadt . . .
Als ob sich die Erde öffnete, braust es durch die Stadt; das Straßenpflaster wird aufgerissen, die Waffenläden werden geplündert, die Häuser sind erstürmt, Beile, Äxte werden herbeigeholt. 12 Barrikaden erheben sich im Nu in der Königstraße, aus Droschken, aus Omnibuswagen, aus Wollsäcken, aus Balken, aus umgestürzten Brunnengehäusen bestehend, tüchtige, musterhaft gebaute Barrikaden. Haus an Haus werden die Dächer abgedeckt, oben am schwindelnden Rand stehen die Menschen, mit Ziegeln in der Hand die Soldaten erwartend. Die bedrohten Schwertfeger[1] werfen ihre Waffen zu den Türen hinaus; alles ist bewaffnet, mit Mistgabeln, mit Schwertern, mit Lanzen, mit Pistolen, mit Planken; die Knaben dringen in die Häuser, um große Körbe mit Steinen auf die Dächer zu tragen . . . Die Fahnen, meistens rote, aus Zufall – werden auf die Barrikaden gepflanzt, die Leute verschanzen sich hinter denselben, an den Fenstern, auf den Dächern sind Männer mit Steinen postiert.
Da kommt die Nachricht, die ganze Stadt sei verbarrikadiert, sie habe sich wie ein Mann erhoben. Zwischen 4 und 5 Uhr prasselt die erste Kartätsche von der Kurfürstenbrücke aus die

[1] Waffenschmied, genauer: Handwerker, der die rohgeschmiedeten Schwerter poliert.

Wie des Königs „liebe Berliner" die preußische Garde aus der Stadt verjagten

Barrikaden am Alex

Nach Augenzeugenberichten erzählt von Major Hansjürgen Usczeck

Königstraße hinab: sie vermag die Barrikaden nicht zu zerstören."
Das berichtet ein Augenzeuge über den 18. März 1848 in der Königlich Preußischen Residenz Berlin.

Sturmzeichen der Revolution

33 Jahre lang hielt die schwere Faust der Heiligen Allianz, der reaktionären Regierungen Rußlands, Österreichs, Frankreichs und Preußens, die Völker Europas nieder. Am 22. Februar aber stehen die Massen des französischen Volkes, allen voran die Arbeiter, auf und erkämpfen die Republik. In Polen, Böhmen und Ungarn erheben sich die Geknechteten und Entrechteten gegen ihre feudalen Unterdrücker. Am 13. März bricht die Revolution in Wien aus. Arbeiter, Studenten, Kleinbürger und das demokratisch gesinnte Bürgertum treten an gegen das absolutistische Regime. Die Regierung setzt brutal Militär ein – die Truppen werden von der Bevölkerung aus Wien verjagt. Auch in Südwest-, Süd- und Westdeutschland sind Regierungen gestürzt, die Feudalklasse muß Zugeständnisse machen, Verfassungen verkünden und Reformen beginnen. Sturmzeichen über ganz Deutschland, über ganz Europa.
In diesen Tagen formulieren Karl Marx und Friedrich Engels in Paris die „Forderungen der Kommunistischen Partei in Deutschland": Ganz Deutschland eine einige unteilbare Republik, allgemeine Volksbewaffnung, Aufhebung aller Feudallasten ohne Entschädigung, Umwandlung aller feudalen Landgüter, aller Bergwerke in Staatseigentum, Verstaatlichung aller Transportmittel, völlige Trennung von Kirche und Staat, Einrichtung von Nationalwerkstätten, Garantie der Existenz für alle Arbeiter durch den Staat, Versorgung der Arbeitsunfähigen, unentgeltliche Volkserziehung. Das ist das Programm der wahrhaft demokratischen Revolution in Deutschland. Sie hat in Wien den ersten Sieg errungen, in Berlin ist nun die zweite große Schlacht zu schlagen.

Gegen Demokraten helfen nur Soldaten

Die Nachrichten aus Paris, aus Baden, aus Köln, aus Wien beschleunigen die Auseinandersetzungen in Berlin. Am 6. März findet die erste große politische Versammlung statt – in einem Lokal vor dem Brandenburger Tor am Tiergarten. Von nun an nimmt die Erregung zu. Am 13. März, dem Tag des Wiener Aufstandes, werden das Schloß, das Zeughaus, die Bank und andere öffentliche Gebäude von Militär besetzt, durch die Straßen ziehen ständig Patrouillen, in der Straße Unter den Linden ist Kavallerie aufgestellt. Am Abend dieses Tages gehen die Truppen zum erstenmal mit der Waffe gegen Demonstranten vor – bis zum 16. März ermordet die konterrevolutionäre Soldateska 20 Bürger. Dann macht der König – erschreckt durch das Ausmaß der Bewegung – einige Zugeständnisse: Statt einer Verfassung die Einberufung des fast völlig rechtlosen Landtages im April, statt demokratischer Rechte die Milderung der Zensur. Das Bürgertum wäre damit zufrieden, es fürchtet sich bereits vor dem revolutionären Proletariat. Die Volksmassen aber wollen mehr: Zurückziehung des Militärs aus Berlin, Bewaffnung des Volkes, unbedingte Pressefreiheit, sofortige Einberufung des Landtags.
Mit diesen Forderungen sammeln sich in den Mittagsstunden des 18. März mehr als 10 000 Menschen auf dem Berliner Schloßplatz. Der König muß auf dem Balkon erscheinen. Er verspricht, um Zeit zu gewinnen, alles, von der demokratischen Verfassung bis zur Einheit Deutschlands – nur nicht die Zurückziehung des Militärs, das sich während des königlichen Wortgeprassels auf den Schloßhöfen kampfbereit aufstellt. Die Arbeiter und Studenten.

Handwerker und Händler vor dem Schloß aber rufen: „Die Soldaten fort! Das Militär zurück!", immer wieder, immer lauter, immer fordernder. Der König hat darauf zwei Antworten: Er ernennt den größten Scharfmacher, General v. Prittwitz, zum Kommandeur der Berliner Garnison. Er läßt Kavallerie mit blanker Waffe und Infanterie gegen die Volksmassen vorgehen. Zwei Schüsse fallen, abgegeben von dem bis an die Zähne bewaffneten Militär. In der Masse erhebt sich ein Schrei: „Verrat! Verrat! Man schießt auf das Volk!"

Häuser werden zu Festungen

Der Ruf: Zu den Waffen! verbreitet sich mit unglaublicher Geschwindigkeit durch die Stadtviertel. Die meisten Männer, an ihrer Spitze die Arbeiter, eilen auf die Straße. Jeder versucht sich zu bewaffnen, so gut er kann. Wer ein altes Gewehr hat, bringt es mit, aber auch ein Beil, eine Eisenstange oder ein anderes Werkzeug zählen. Die Waffenläden werden geleert. In vielen Offizierswohnungen fordern Arbeiter die dort vorhandenen Säbel und Gewehre. Die Stadt wird in Verteidigungszustand gegen das Militär gesetzt. Die Berliner haben allen Grund dazu. 14 250 Mann der Garde mit 36 Geschützen der Gardeartillerie stehen zum Kampf gegen sie bereit. Der Plan der reaktionären Offiziere: Sich mit Gewalt in den Besitz eines bedeutenden Teils der Stadt setzen und die Bevölkerung durch Terror einschüchtern. Gelingt es nicht, den Widerstand zu brechen, dann wird die Stadt von den Truppen eingeschlossen und von der Artillerie bombardiert.
Zwölf Barrikaden erheben sich in der Königstraße. Artilleriebeschuß wechselt mit Infanterieangriffen. Die Verteidiger trotzen dem Sturm der Gardetruppen. Die wenigen Schußwaffen werden geschickt eingesetzt. Von den Dächern geht ein Steinregen auf die Truppen nieder. Haus für Haus müssen sie in blutigem Ringen nehmen — jeder der Teilnahme am Kampf Verdächtige wird von ihnen hingeschlachtet. Nach mehreren Stunden erst, gegen 19 Uhr, ist die Königstraße eingenommen. Die Soldateska wütet weiter. Was sich auf den Straßen sehen läßt, wird erschossen oder festgenommen und in den Schloßkeller geworfen.
Ja, die Truppen der Konterrevolution haben zwar den Alexanderplatz erreicht — nun aber stoßen sie auf Widerstand, den sie nicht überwinden können. In der Neuen Königstraße erhebt sich eine gewaltige Barrikade, fester als jede andere. Die Granitplatten des Pflasters wurden ausgehoben, schwere Eisenplatten und Schanzkörbe herbeigeschleppt, alle Zwischenräume sind mit Sand gefüllt. Auf der Schanze weht die schwarzrotgoldene Fahne.
Die Lage der Verteidiger ist höchst gefährlich: In der Front werden sie durch die Truppen angegriffen, die soeben die Königstraße erobert haben. In den Flanken sind sie bedroht durch die Besatzungen der Kasernen in der Münzstraße und der Alexanderstraße. Im Rücken haben sie den Angriff eines Regiments zu erwarten, das durch die Frankfurter Allee in die Stadt eindringt und um den Weg zum Alexanderplatz kämpft.
Aber die Aufständischen halten stand. Sie weisen mehrere Angriffe zurück. Unterstützt werden sie dabei durch die Arbeiter der vor dem Oranienburger Tor gelegenen Borsigschen Ma-



Angriff der Dragoner auf die vor dem Schloß versammelte Berliner Bevölkerung.

schinenfabrik und anderer Werke. Diese verzögern durch den Bau von Barrikaden in der Oranienburger- und der Friedrichstraße den Marsch von Artillerie in das Stadtzentrum. Die Fahne der Revolution weht am Alex auch noch am Morgen des 19. März.

Ecke Jäger- und Friedrichstraße

Auch in der Friedrichstraße, Ecke Jägerstraße wird wie an ungezählten anderen Stellen von Arbeitern, Handwerkern und Studenten in fliegender Eile eine Barrikade errichtet. Ein in den Rinnstein gesenkter Wagen bildet den Mittelpunkt, die Flanken sind mit Brettern, Tonnen und Geröll gesichert. Die Besatzung ist schwach und meist unbewaffnet – nur hin und wieder eine Pistole, sonst Brecheisen oder andere Geräte. Schon sind die Trommeln der Gardeinfanterie zu hören, die gegen die unvollendete Barrikade anrückt. Sie wird, weil zu schwach und unhaltbar, geräumt. Statt dessen besetzen die Verteidiger die Häuser. Ein Teilnehmer des Kampfes, postiert in der Jägerstraße 63, berichtet: „Nur zwei junge Leute in Handwerkertracht erwarteten furchtlos, über die Brustwehr gelehnt, den herannahenden Feind. Der eine, größere und kräftigere, hielt ein altes Schießgewehr in Bereitschaft, der zweite, ein Knabe von anscheinend von 15 oder 16 Jahren, war mit einem krummen, verrosteten Säbel bewaffnet. Das Bataillon rückte näher. Der ältere der beiden Schanzenverteidiger feuerte sofort seine Büchse auf die Andringenden los, erhielt aber fast unverzüglich einen Schuß, der ihm den linken Arm zerschmetterte und ihm die Fortsetzung des ungleichen Kampfes unmöglich machte. Dieser tapfere Streiter heißt Herrmann Wilhelm Glasewaldt, geboren zu Berlin, 19 Jahre alt, und ist ein Schlossergeselle. Der zerschmetterte Arm ist ihm am folgenden Tage abgenommen worden. – Unsere Barrikade hatte jetzt nur noch einen Verteidiger, den Schlosserlehrling Ernst Zinna, von Berlin, wo er am 8. September 1830 geboren ist. Bei dem Heranrücken des Militärs stürzt der Knabe plötzlich aus der Barrikade vor und blindlings auf einen der voranmarschierenden Offiziere los, dem er, alle Kräfte zusammenraffend, mit seiner Waffe einen mächtigen Hieb in den Hals versetzt... Sogleich aber entladen sich sechs oder acht Gewehre auf den kühnen Knaben, welcher indessen, sich gewandt bückend, dem fast unvermeidlichen Tode wunderbar glücklich entgeht. Er rafft nun in der Eile drei große Pflastersteine auf und schleudert sie, den einen nach dem anderen, den nach der Taubenstraße vordringenden Soldaten in offener Front entgegen. Ein behendes Ausweichen, das er nun versuchte, mißlang. Von den vielen Kugeln, die man auf ihn abfeuerte, hat ihn eine erreicht..."

Die Truppen dringen weiter vor, aber sie stoßen stets von neuem auf Widerstand – das Zentrum Berlins, besonders die Gegend um den Alexanderplatz, die Friedrichstraße, die Leipziger Straße, die Breite Straße und die Hausvogtei ist in eine Festung verwandelt. Die Kavallerie ist machtlos, denn allerorten ist das Pflaster aufgerissen, die rückständige preußische Artillerie vermag die stärksten Barrikaden nicht zu überwinden, die Infanterie, immer wieder ins Feuer gejagt, erleidet starke Verluste. Die zur Niederschlagung der Aufständischen eingesetzten Truppen geraten am Abend des 18. März und in der Nacht in eine bedrängte Lage. Eine Abordnung von Offizieren muß dem König von Zersetzungserscheinungen berichten. Gewiß, die Masse der Soldaten, von den Offizieren seit vielen Tagen zum wilden Haß gegen die rebellischen Berliner aufgestachelt, geht erbarmungslos vor. Aber an einigen Stellen haben Infanteristen den Feuerbefehl verweigert und sich mit dem Volk verbrüdert. Das bedeutet höchste Gefahr für den Militarismus.



Barrikadenkampf in Berlin am 18. 3. 1848.

Eisen meine Zuversicht

Nach einmal versucht der preußische König seine „lieben Berliner" zu täuschen und zu verleumden. In einem Flugblatt erklärt er: „Eine Rotte von Bösewichten, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt haben, haben diesen Umstand im Sinne ihrer Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüter von vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind

so die greulichen Urheber von Blutvergießen gewesen ... An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuester Freund beschwört Euch darum, bei Allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrtum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg ..."
Diese Proklamation wird noch in der Nacht verteilt. Kaum jemand glaubt den Worten des Königs. Wer mörderisch das Feuer auf eine friedliche Menge eröffnet hat, das wissen die Berliner, und ebenso, wer die Barrikaden erbaute, auf ihnen kämpfte und fiel. Ein treffender Kommentar in der Breiten Straße drückt die allgemeine Stimmung aus: In einem hölzernen Brunnengehäuse ist ein Stück einer Granate steckengeblieben. Darüber klebt die Überschrift „An meine lieben Berliner", darunter die Unterschrift: Friedrich Wilhelm IV.

Die Berliner gehen daran, die Barrikaden auszubauen und neue zu errichten. Es gibt für die Truppen der Konterrevolution keine Aussicht mehr auf Sieg. Der heldenmütige Kampf am 18. März, die Entschlossenheit der Berliner Arbeiter und Handwerker zwingt die preußische Garde zum Rückzug aus der Stadt. Das Volk hat gesiegt, hat sich in 16stündigem blutigen Kampf behauptet. Wenige Stunden später marschiert es auf dem Schloßplatz auf, mit seinen Toten. Von den 150 in der offiziellen Liste enthaltenen gefallenen Märzkämpfern sind 58 Handwerksgesellen, 5 Lehrlinge und 15 Fabrikarbeiter – 33 Gefallene können nicht identifiziert werden. Der König muß vor seine Opfer treten, die er noch im Tode beschimpft hatte, und vor ihnen seinen Hut ziehen, eine Szene, von Ferdinand Freiligrath als Mahnung der toten an die lebenden Revolutionäre aufgezeichnet:

So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter!" – und er kam gewankt – gewankt an unser Bette;
„Hut ab!" – er zog – er neigte sich! (so sank zur Marionette,
der erst ein Komödiante war!) – bleich stand er und beklommen!
Das Heer indes verließ die Stadt, die sterbend wir genommen!
Dann „Jesus meine Zuversicht!" wie ihr's im Buch könnt lesen:
Ein „Eisen meine Zuversicht!" wär' paßlicher gewesen!

Der letzte Ausweg

Fortsetzung von Seite 37

„Ist es nicht eigenartig, daß nur Frau Kuhn etwas vom Verschwinden der Waren merkte und nicht auch Sie?" wollte er urplötzlich wissen. Gerti Fröhlich machte eine abfällige Handbewegung. „Die hatte doch den Fritz ..., den Kollegen Sommer schon lange auf dem Kieker."
„Weshalb?"
„Na ja ..." Das Mädchen zierte sich ein wenig. „Wie das halt so ist, wenn eine Jüngere mehr Chancen hat, sich immer schicke Sachen kauft und so ..."
Interessiert blickte Unterleutnant Bergmann von seinem Kursbuch hoch. „Hatten Sie was mit Sommer?" fragte er direkt.
Gerti blickte ihn mit großen Augen an. „Wo denken Sie hin?" empörte sie sich. „Ich habe doch jetzt erst ausgelernt. Das wäre für ihn ja strafbar gewesen; Verführung Abhängiger und so."
„Donnerwetter!" meinte Hartmann. „Sie wissen aber Bescheid. – Kennen Sie sich genauso gut in Alarmanlagen aus?"
Das Mädchen fuhr hoch.
„Na?" forderte der Leutnant – dann drehte er verwundert den Kopf. Vor der Korridortür klirrten Schlüssel, das Schloß schnappte auf, und gleich darauf stand ein Mann im Türrahmen. In der Hand trug er einen Koffer.
„Fritz!" schrie das Mädchen. „Du hier?"
„Ja", antwortete Sommer. „Ich hatte den Kopf verloren, nachdem Du mich gewarnt hattest. Inzwischen habe ich eingesehen, daß es besser ist, die Wahrheit zu sagen. – Ich gebe alles zu."
„Sie gestehen die Unterschlagungen ein?" entfuhr es dem Leutnant.
Sommer setzte seinen Koffer ab und blickte erstaunt hoch. „Unterschlagungen?" stammelte er; dann wurde sein Gesicht kreidebleich. Entsetzt starrte er auf Gerti Fröhlich. „Also Du – und ich hatte Margarete im Verdacht. Deshalb sagtest Du, Deine Mutter hätte von unserem Verhältnis erfahren, Anzeige erstattet, und ich müßte hier verschwinden ..." Er ließ sich auf einen Stuhl sinken, bedeckte das Gesicht mit den Händen.
„Ich wußte nicht mehr, was ich tun sollte, nachdem ich gestern hörte, wie Dir Frau Kuhn von der Inventur erzählte", flüsterte Gerti. „Es war mein letzter Ausweg."
„Betrug ist kein Ausweg", erklärte Hartmann mit finsterer Miene. „Kommen Sie!"

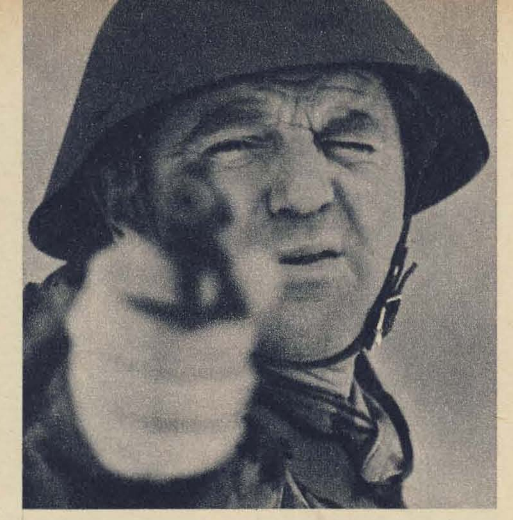
Klaus Weidt

„SPORT-SCHULZE"



Die Sturmbahn – für den 50jährigen kein Problem.

Eine Frage, lieber AR-Leser: Wie alt würden Sie einen Mann schätzen, der die 100 m in 12,9 s bewältigt, die Kugel 9,20 m weit stößt, die Handgranate über die 48-m-Marke hinausschleudert und einen 4000-m-Geländelauf in 17 Minuten beendet? Weil Sie, wie ich vermute, mit Ihrem Tip noch etwas zögern, möchte ich Ihnen noch einige Anhaltspunkte geben. Dieser Mann verläßt sein Haus nie, ohne eine ausgiebige Frühgymnastik unternommen zu haben, stürmt gern einmal über die Hindernisbahn seiner Dienststelle, läuft 2–3mal in der Woche 8 Kilometer querfeldein und spielt Fußball auf allen Positionen. Um Irrtümern vorzubeugen, muß ich betonen, daß es sich bei ihm um keinen Sportler handelt, der einem unserer Armeesportklubs angehört oder jemals dazu zählte.
Wie alt nun könnte er sein? 28, 30, vielleicht 35 Jahre? Zu hoch gegriffen, meinen Sie?
Weit gefehlt! Dieser Mann heißt Horst Schulze, ist Fregattenkapitän an der Offiziersschule unserer Volksmarine „Karl Liebknecht" und – 50 Jahre alt. Ganz recht: fünfzig. Man nennt ihn „Sportschulze" oder „Fußballschulze", und in diesen Tönen klingen Bewunderung und Hochachtung vor den sportlichen Leistungen mit, die er in diesem Alter vollbringt; aber auch ein wenig Ironie und Neid von seiten derer, die im Sport noch ein mehr oder weniger notwendiges Übel sehen. Den Sinn seines sportlichen Trainings noch in den „50" skizziert er so: „Ich will im Alter meine körperlich gute Verfassung halten. Ich fühle mich gesund und wohl. Seit 13 Jahren halte ich mein Gewicht, habe in den sportlichen Leistungen kaum ‚abgebaut' und war bisher keinen einzigen Tag krank."
Sein Vater wurde 86 Jahre alt. Für ihn war ein Leben ohne Sport undenkbar. Als Mitglied der KPD und Vorsitzender des Arbeitersportvereins wurde er im erzgebirgischen Pockau geachtet. Sein Grundsatz: Man muß sich beweglich, kräftig und stark machen. Sein Sohn Horst erhielt als erster im Ort die Jugendweihe, die damals nicht nur kulturell, sondern auch mit sportlichen Darbietungen umrahmt wurde.
Ein etwas vergilbtes Foto aus jenen Jahren zeigt Horst Schulze als Kleinsten inmitten der Pockauer Fußballelf. 16 Jahre alt war er gerade geworden, und man stellte ihm eine Sondergenehmigung aus, daß er bei den Männern mitkicken konnte . . .
Als er 1950 den Dienst in unseren bewaffneten Kräften aufnahm, begann für ihn die Zeit, von der an er mit Überlegung und Systematik an das sportliche Tun und Treiben heranging. Zum erstenmal trainierte er für das Sportabzeichen in Gold. Inzwischen hat er es nicht weniger als 15mal erworben. Er sieht es heute noch als sportliche Grundlage für jeden, sei er nun Soldat oder Werkzeugmacher. „Nur", gibt er zu bedenken, „darf man sich nicht mit dem zufriedengeben, was jederzeit ‚drin' ist. Man muß nach der höheren Stufe streben, und dazu ist Training unumgänglich."
Sportabzeichenerwerb in Wettkampfform, so ist es auch heute in der Sportgruppe „Stab" der ASG Stralsund gang und gäbe. Nicht umsonst wurde der Stab „Beste Sportgruppe" und sechs Genossen „Bester Sportler" – Auszeichnungen, die man nur erhält, wenn unter anderem die gestrengen Sportnormen mit „sehr gut" bestanden, das goldene Sportabzeichen getragen und die traditionellen Fernwettkämpfe mit Spitzenresultaten beendet werden. Muß ich eigentlich noch besonders betonen, daß unser Fregattenkapitän diesen Titel trägt, seitdem es ihn überhaupt gibt?
Das sportliche Leistungsvermögen von Horst



Das regelmäßige körperliche Training garantiert Fregattenkapitän Horst Schulze auch beim Pistolenschießen eine ruhige Hand und ausgezeichnete Ergebnisse.

Schulze hat sich in den letzten 12 Jahren tatsächlich nur wenig verringert. 12,4 lief er 1955 über 100 m – 12,9 im Jahre 1967. 5,83 m weit sprang er damals – 5,23 m jetzt. Vier Meter weniger sind es lediglich beim Handgranatenwerfen, und die Pistolenübung besteht er immer noch mit „sehr gut". Und nun aufgepaßt: Vor 12 Jahren stieß er die Kugel 8,43 m weit, im vorigen Sommer wuchtete er sie über 9 Meter! Ein Beweis, daß man sich in einigen Sportdisziplinen trotz zunehmenden Alters sogar noch etwas steigern kann? „Durchaus. Was die Kraft anbetrifft, so kann man sich noch ab 40 verbessern." Er erzählt, welchen Anlaß es damals für ihn gab: „Meine Armmuskulatur war einfach zu schwach entwickelt. Genosse Kühnrich, gleichaltrig, war in Mehrkämpfen immer schwer zu schlagen, weil er mit der Kugel 10 bis 11 m erreichte. Da packte mich mein Ehrgeiz, und ich trainierte, bis ich auch an die 10 m herankam . . ."

1963 traf er beim Fernwettkampf-Finale auf den bekannten Zehnkämpfer und damaligen Unteroffizier Klaus Grogorenz. Drei Altersklassen waren in Leipzig in einer Wertung – verschieden bepunktet – beim „Leichtathletischen Dreikampf" vereint. 9,85 m maßen die Kampfrichter als beste Weite bei Horst Schulzes Kugelstoßversuchen, und damit hätte er dem haushohen Favoriten um ein Haar den Sieg streitig gemacht. Gold- und Silbermedaille drehten sich schließlich um ganze 2/10 s im Sprint, die dem quicklebendigen Offizier nach der Addition sämtlicher Punkte fehlten. Trotzdem: ein Riesenerfolg.

Fragt man den Fünfzigjährigen, welche Sportart er besonders liebt, druckst er zuerst ein wenig herum: „Unter Wettkampfbedingungen kann ich mich für jede begeistern . . ." Doch kommt man mit ihm auf Fußball zu sprechen, glänzen seine Augen. Dann kann er sich in Begeisterung reden: „Fußball – das ist nicht nur Spiel, das ist mehr. Hier vereinen sich Lauf, Sprung, Kraft, Gymnastik . . ." Der da so schwärmt, das ist dann „Fußballschulze". Seit 1927 jagte er selbst dem Ball nach. Wo er auch immer seinen Dienst bei den bewaffneten Kräften unserer Republik tat, scharte er Fußballbegeisterte um sich, stellte er Mannschaften auf. Er selbst trainierte die Elf, aus der Vorwärts Rostock, die jetzige DDR-Liga-Vertretung von Vorwärts Stralsund, hervorging. Erhard Schmidt, langjähriger Mannschaftskapitän der Liga-Mannschaft, der erst vor wenigen Monaten vom Chef der Politischen Hauptverwaltung, Admiral Verner, für sein 500. Spiel ausgezeichnet wurde, erinnert sich gewiß noch an jene Gründerjahre.



Auch Expanderziehen gehört zu Horst Schulzes täglichem Sportprogramm.



„Und nach dem Querpaß muß sofort ein Steilpaß folgen!" Fußball – „Sportschulzes" große Leidenschaft.

Als Horst Schulze zum Akademie-Studium in die UdSSR delegiert wurde, mußte er seine Trainer- und Spielertätigkeit in dieser Mannschaft aufgeben. Doch er hatte, aus Leningrad erfolgreich zurückgekehrt, die Koffer noch nicht richtig ausgepackt, als er schon wieder nach dem Fußball Ausschau hielt. Seit 8 Jahren ist es die Bezirksklassen-Elf von Vorwärts Stralsund, die er lenkt, und in der er unzählige Male selbst spielte – auf allen Positionen, selbst als Torwart. Und so unwahrscheinlich es klingen mag, es ist wahr: Die „Töppen" befinden sich heute noch ständig im Sportbeutel. Im Dezember war es erst, als er sie auspacken mußte, weil einer im Spiel gegen Dranske fehlte. Die 90 Minuten hielt er mühelos durch.
Als wichtige Aufgabe sieht es heute der Übungsleiter und Schiedsrichter Schulze an, Nachwuchs zu sichten und Talente zu formen – für die in Stralsund vielumjubelte Liga-Mannschaft unserer Volksmarine, deren Vorstand er inzwischen angehört. Jürgen Siermann ist solch ein Talent, das aus den Reihen der Schulze-Fußballer kommt und – wie Stralsunder Experten flüstern – ein zweiter Erhard Schmidt werden könnte. Womit sich der Kreis Schmidt–Schulze–Siermann zum Wohle des Fußballs nutzbringend schließt . . .
„Seht, es lohnt sich", sagen heute schon viele, die früher sich nur an die Stirn tippten, wenn sie Horst Schulze schon wieder einige Runden drehen oder Liegestütze machen sahen. All denen, die Sport treiben, rät er: „Es ist wichtig, keine einmaligen Leistungen zu bringen. Regelmäßigkeit ist erst von Wert. Denn dann ist man in der Lage, in bestimmten Situationen – und in denen befindet sich jeder Soldat und Offizier einmal – Reserven auszuschöpfen, ohne dabei Schaden zu nehmen."
All denen aber, die nur gelegentlich auf Plätzen oder in Hallen zu finden sind, hat er zu sagen: „Beginnt ganz einfach damit, regelmäßig Frühsport zu machen. Da könnt ihr erst einmal testen, was der Körper noch zu leisten vermag. Und dann nutzt alle Möglichkeiten, die sich anbieten: Laufen, Schwimmen, Fußball, Volleyball oder Federball. In keinem Alter ist es zu spät, mit einer Sportart zu beginnen."
Ich habe noch das Urteil Dr. Mehnerts, des Arztes der Stralsunder Dienststelle, eingeholt. „Horst Schulze ist das Paradebeispiel dafür, wie sich regelmäßiges Sporttreiben auf die körperliche Konstitution auswirkt. Er hat uns Ärzte bisher kaum beschäftigt. Alle Untersuchungen fielen ordentlich aus. Er ist einer der wenigen älteren Genossen, die Diensttauglichkeit I haben. Durch sportliches Training ist er gesundheitlich völlig intakt und leistungsfähig geblieben. Wie viele dagegen haben in seinem Alter starkes Übergewicht und tragen schon einen sogenannten Majorsbauch mit sich herum."
Das also ist Horst Schulze. „Sportschulze" oder auch „Fußballschulze" genannt, ein Offizier unserer Volksmarine, der die Sturmbahn nicht scheut, die Handgranate 48 m weit wirft, 100 m und 10 000 m in achtbaren Zeiten herunterläuft und vor allem die lederne Kugel liebt. Und der bei all dem immerhin – das fünfte Jahrzehnt überschritten hat. Sie und ich, wir könnten uns da sicher ein kleine Scheibe abschneiden. Stimmt's?

AR-COCKTAIL

Bonn-Bonn's

Es gibt für GI's heute
an Orten, wo es brennt,
mit Panzerdeckeleinband
das „Neue Testament".

Ein cleverer Geschäftsmann
hat sie damit beglückt
und diese Panzer-Bibel
nach Vietnam geschickt.

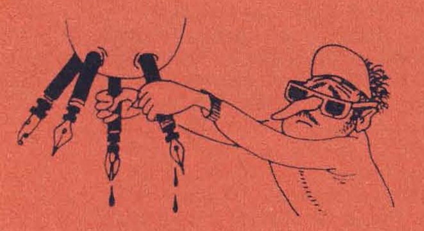
Die GI's halten nicht viel
von diesem neuen Trend.
In Vietnam machen viele
ihr eignes Testament.

●

Die „Morgenpost" berichtet,
in der Sowjetunion,
da gäb' es einen Mangel
an Kühen immer schon.

Auch fände dort ein Rückgang
an Schaf' und Ziegen statt,
weil sie heut wen'ger Böcke
als Neunzehn-Vierzehn hat.

Die Ochsen wär'n gestorben
durch Hunger und durch
Frost. –
Man hat sie dafür heute
in Springers „Morgenpost"!



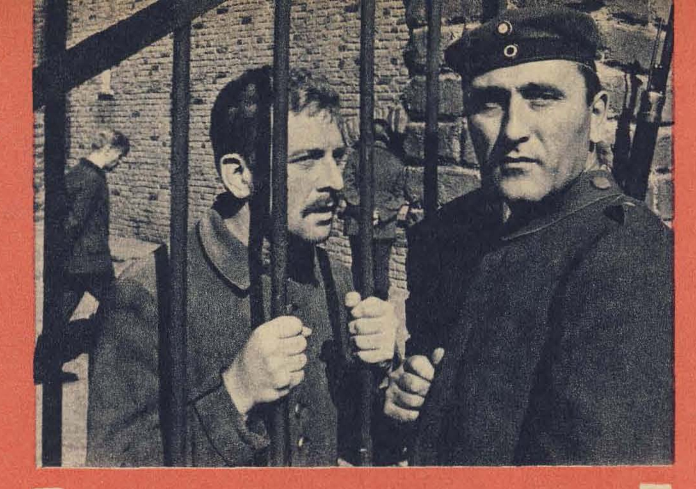
Zeichnung: Arndt

●

600 Studenten
Hannovers stellten fest,
daß man die neuen Nazis
sich gut entwickeln läßt.

Die NP ist ein Eisberg,
die Spitze sieht man schon;
doch diese Spitze wächst erst
auf Bonns Koalition.

Heinz Lauckner



„Der Streit um den Sergeanten Grischa"

Eines der großen Projekte des Deutschen Fernsehfunks auf dramatischem Gebiet im Jahr 1968 und in der folgenden Zeit ist die Verfilmung des Romanzyklus „Der große Krieg der weißen Männer" von Nationalpreisträger Arnold Zweig.
Aus Anlaß des 50. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution und der Novemberrevolution in Deutschland wurde mit der Verfilmung des Romans „Der Streit um den Sergeanten Grischa" begonnen, dessen Ereignisse im Zeitraum zwischen Frühjahr 1917 und Herbst 1917 spielen.
Hauptanliegen der Schöpfer dieses mehrteiligen Fernsehfilms ist es, die Entscheidungen für und gegen Deutschland, die in dieser Umbruchszeit 1917 gefallen sind, sichtbar zu machen und die Fülle der Figuren, die Arnold Zweig meisterhaft geschildert hat, so nachzugestalten, daß alle Gesellschaftsschichten – von den Proletariern bis zu den Heerführern und Großindustriellen – plastisch werden.
Die Titelrolle verkörpert der tschechoslowakische Schauspieler Josef Karlik. Weitere Hauptrollen übernahmen Horst Schulze, Klaus Piontek, A. P. Hoffmann, Jutta Wachowiak und Günter Naumann. Die Regie führt Helmut Schiemann, der auch das Drehbuch schrieb. Voraussichtlicher Sendetermin: Ende Mai. *M.*



Nadar – der Aufklärer im Ballon

In Frankreich, dem Geburtsland des ersten Ballonfotografen, setzte sich der Staat sehr für die Entwicklung der Luftfahrt ein.
Der Pariser Wohlfahrtsausschuß, Machtorgan der Jakobiner, beschloß schon 1793 die Einrichtung eines Luftschifferinstitutes in Meudon bei Paris. Als Leiter dieses Institutes wurde der Ingenieurkapitän Coutelle eingesetzt. In den folgenden Jahren verwendete die französische Armee bereits Ballons zur Aufklärung, so zum Beispiel 1795 bei der vor Mainz lagernden Rhein-Mosel-Armee.
Neue Möglichkeiten der Luftaufklärung mit dem Ballon eröffneten sich nach der Weiterentwicklung der Fotografie. Napoleon III. ließ am 24. Juni 1859 in der Schlacht von Solferino, der Entscheidungsschlacht



DMV Berlin 1968, 318 S., 7,20 Mark.

Viktor Nekrassow: „In den Schützengräben von Stalingrad"

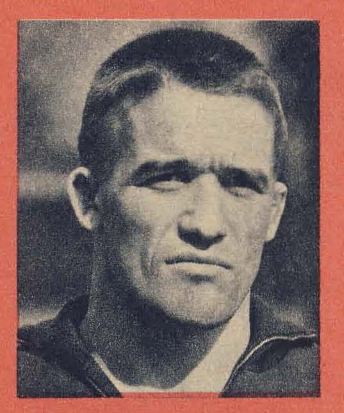
Karthago, Waterloo, Pearl Harbor, Leningrad, Hiroshima — Ortsnamen, ein jeder löst andere Empfindungen aus, aber immer: Krieg, Kampf, Sieg, Opfer. Eine Stadt steht über allen: Stalingrad, Stadt an der Wolga, Wendepunkt, bedeutendste aller Schlachten im größten aller Kriege, damals ungeheuerliche Wirklichkeit, heute schon Symbol. Unvergeßbare, eindringliche Erinnerung und Mahnung gleichermaßen. Eines der bemerkenswertesten Bücher über jene Ereignisse liegt in Neuauflage vor. Nekrassow rückt jene Monate, Tage, Stunden vom September 1942 bis Januar 1943 nahe, aber vor allem: Er macht die Taten der Menschen, die dieser Hölle ausgesetzt waren, die starben und die überlebten, aber nicht zerbrachen, unvergeßlich. Das ist es, was beeindruckt, sieht man von der unendlich grausigen, todbringenden Kulisse ab, das Verhalten der Soldaten und Offiziere, das Bewahren ihrer Menschlichkeit bei kaum Ertragbarem, die Siegesgewißheit, der Triumph über das Barbarische, das mit den Faschisten über sie kam. Nekrassow unterschlägt nicht, wie das unvorstellbare Geschehen den einzelnen packt und ihm Unmögliches abfordert an Härte und Entschlossenheit, an Hingabebereitschaft und Selbstaufopferung. Die Soldaten der Sowjetarmee müssen erst im Krieg begreifen lernen, was dieser Krieg wirklich für sie bedeutet, und während der Bitternis der Rückzüge mobilisieren sie die Kraft, die sie überlegen werden läßt. Da findet sich kein lebensverachtender Fatalismus oder aus Verzweiflung geborener Todesmut, in jedem Verteidiger ist der unbändige Wille zum Leben, aber auch die Bereitschaft sich zu opfern, wenn nötig, um dieses Leben für die anderen, die Frauen und Kinder, die Genossen, für das Land zu erhalten. Da ist ein hoher Grad von Bewußtheit, von kämpferisch-humanistischer Moral, wie sie nur sozialistischen Soldaten eigen sein kann, die überzeugt sind, für eine gerechte Sache zu kämpfen, und an der auch überlegene Waffentechnik und gedrillter Kommiß scheitern mußten. Und gerade weil von Nekrassow nichts beschönigt und verniedlicht wird, weil hier verdichtet und vertieft die bekannten und vielen unbekannten Helden bescheiden und schlicht nahegebracht werden, sollte dieses Werk ein Standardbuch unserer Soldaten sein.

Claus

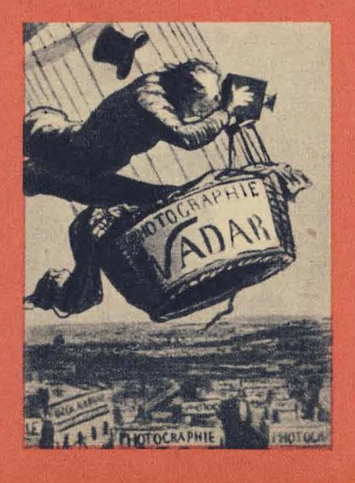


LEUTNANT RUDOLF VESPER

Geboren: 3. April 1939, Klub: ASK Vorwärts Rostock, Beruf: Zimmerer, größte sportliche Erfolge: Vizeweltmeister 1963 und 1967 im klassischen Stil (Weltergewicht), Olympiateilnehmer 1964 (11.) in Tokio.



Mit einer Frage brachte ich ihn ein wenig in Verlegenheit. Ich wollte nämlich wissen, wieviele Kämpfe der Rostocker Volksmarine-Ringer in seiner Laufbahn bereits auf den Matten bestritten hat. Mit 9 Jahren immerhin hatte Rudolf Vesper in der ringsportbegeisterten Stadt Romsin die ersten Griffe erlernt. Und von jenem Zeitpunkt an war er dieser Sportart treu geblieben, hatte erst „klassisch" und „frei" gerungen (war sogar DDR-Juniorenmeister im Freistilringen!) und sattelte erst beim ASK Rostock unter Anleitung von Trainer Heinz Schulz endgültig zu den „Klassikern" um. Hier, in dieser Stilart, wo Griffe nur vom Scheitel bis zur Gürtellinie erlaubt sind, brachte es Rudolf Vesper zu international viel beachteten Erfolgen, unter denen sich die beiden silbernen Weltmeisterschaftsmedaillen besonders hervortun. „Es wird von Jahr zu Jahr schwerer", meint der Weltergewichtler selbst. „Die Konkurrenz wächst enorm, die Resultate sind immer knapper." Ob seinen Silbermedaillen noch eine „Goldene" folgen könnte? „Das Ziel hat man ja immer, Erster zu werden. Es wäre ein schöner Höhepunkt meiner Sportlaufbahn . . ." Vielleicht in Mexiko? Dann dürften es — nach vorsichtigen Schätzungen — weit über 1000 Kämpfe sein, die Rudolf Vesper bestritten hat. **KW**



des Krieges gegen Österreich, die feindlichen Stellungen durch den Schriftsteller und Fotografen Nadar (1820–1910) sowie den Luftschiffer Godard aufklären. Hierbei gelang es Nadar, dessen richtiger Name eigentlich Felix Tournachon lautete, die erste fotografische Aufnahme aus einem Ballon zu machen. In seinem 1864 erschienenen „Luftschiffererinnerungen" beschreibt er unter anderem diese Pioniertat. Der Karikaturist Daumier, ein Zeitgenosse Nadars, zeigt ihn als einen durch die Lüfte rasenden Fotografen.

Klaus Geßner



Über der Weichsel

C. A. Kusnezow

Mit Stahlgeknirsch und donnernden Detonationen, mit lodernden Bränden, Qualm und Rauch näherte sich der Krieg Warschau. Die Luft teilte sich und wurde über der Weichsel zu heißer Glut. Sheslow lehnte sich im Pilotensitz seiner „IL 2“ zurück und blickte zufrieden auf seine Staffel. Die gedrungenen Maschinen mit ihren starr vorwärts gerichteten Bordkanonen und MGs breiteten ihre Tragflächen über die Erde, als setzten sie zum Sprung an. Sheslow überprüfte die Querruder und das Leitwerk. Er fühlte sich wie immer eins mit der klugen, gehorsamen Maschine.

„Wolodja! Alles in Ordnung?“ fragte er über Sprechfunk und vernahm sogleich die muntere Stimme des Bordfunkers: „In Ordnung!“

Sheslow hob die Hand. Der Starter winkte mit dem Fähnchen, und die Maschine sauste auf der Startbahn vorwärts. Sobald er sich in die Lüfte hob, flog der Pilot in Erwartung der übrigen Maschinen, die sich noch einordnen mußten, einen großen Bogen, und dann führte er seine Staffel in Richtung Praga Warszawska davon. Lange bevor sie diesen Stadtteil erreicht hatten, erblickte er am Weichselufer einen brennenden Wald. Vom Feuer erfaßte Baumstämme und Wurzelstöcke, durch die Einschläge schwerer Geschosse aus dem Erdreich gerissen, sausten durch die Luft, die schwarzen Erdfontänen und Rauchsäulen boten ein verheerendes Bild.

Das Geheul deutscher Minen und das Gebell der „Ferdinands“, die das todbringende Getacker überschwerer MGs übertönten, vermischte sich mit dem melodischen Groll der sowjetischen „Katjuschas“; ohrenbetäubend donnerten die schweren Geschütze, die die feindlichen Befestigungen in Staub, Asche und Rauch verwandelten. Dumpf dröhnten Bombeneinschläge, und die verwüstete, zerwühlte polnische Erde bebte . . .

Aufmerksam lauschte Sheslow dem wilden Kampfgetöse. Unter ihm huschten ein Wald und eine buschbewachsene Anhöhe vorbei. Danach folgte, im Sonnenschein glitzernd, das breite dunkelblaue Band der Weichselwindung. Hinter einem von Wiesen umgebenen Wäldchen schweifte der Blick über das weit ins Tal gestreckte Praga, das in den Rauch von Feuersbrünsten gehüllt war.

Die Maschine befand sich jetzt über der vordersten Linie des Gegners. Auf dieser gleichsam um und um gepflügten Erde schien sich kein Lebewesen mehr erhalten zu haben. Doch Sheslow wußte, daß unter den zahlreichen balkengestützten Decken der Unterstände, in den Stahlbetonhöhlen noch Faschisten saßen. An drei Weichselübergängen stauten sich Autos. Das deutsche Oberkommando, das weder Tag noch Stunde wußte, wann sich das Sturmfeuer der sowjetischen Artillerie legen und die Infanterie, von Panzern unterstützt, zum Angriff übergehen würde, warf pausenlos immer neue Verstärkungen an seine vorderste Linie, kaum daß sie die von sowjetischem Feuer geschlagenen Breschen stopfen konnte.

Sheslow ging auf 400 Meter Höhe herunter. Im Flugzeug verschmolz er mit der Maschine, und sobald er „In Ordnung“ sagte, meinte er damit nicht nur den Motor, sondern ebenso den Bordmechaniker und sich selbst. Kleine, sich im Wasser fortbewegende Punkte am ersten Flußübergang erregten seine Aufmerksamkeit. „Eine Unterwasserbrücke“, erriet er sofort. Langsam bewegten sich in zwei Reihen Geschütze und Panzerspähwagen vom rechten auf das linke Ufer zu. Geschickt getarnt, nur zur Hälfte aus dem Wasser ragend, versuchten sie ungehindert den Fluß zu überqueren.

Sheslow ging im Sturzflug auf den ersten Übergang vor. Der „schwarze Tod“ raste heulend auf die Ansammlung von Technik und Soldaten zu und überschüttete sie mit MG- und Bordwaffenfeuer. Nach dem Sturzflug vernahm Sheslow Bombeneinschläge und sah sich um. Eine „IL“ nach der anderen, als seien sie durch eine unsichtbare Schnur miteinander verbunden, ging zum Sturzflug über und wurde mit einer Feuersäule empfangen. Hohe Wasserfontänen stiegen aus dem schäumenden Fluß auf. Autoteile sausten durch die Luft . . .

„Saubere Arbeit!“ schrie Sheslow in das Mikrofon und führte seine Staffel zum nächsten Flußübergang. Wieder und wieder setzten sie zum Sturzflug an. Und nach wenigen Minuten waren an Stelle der Übergänge nur noch Kreise auf dem Wasser zu sehen, und lose Balken wurden von der Strömung davongetragen.

Die Staffel entfaltete sich und flog über die Gräben der vordersten Linie. Sheslow führte seine Staffel gen Norden, um längs den feindlichen Befestigungsanlagen weiterzufliegen.

„Fertigmachen zum Angriff“, gab er durch.

Und dann hörte er, wie achtmal die Antwort kam: „Fertig!“

Die Jagdbomber wurden mit Leuchtspurgeschossen empfangen, aber schon nach dem ersten Anflug verstummte das Feuer. Nach kaum wahrzunehmenden Anzeichen, die sich in der zerwühlten Erde nur ahnen ließen, erkannte Sheslow Unterstände und MG-Nester, die er im Sturzflug angriff, beschoß, dann wie-

der im Sturzflug anflog und erneut beschoß. Die Kameraden folgten seinem Beispiel und ahmten seine Manöver gehorsam nach, und so verwandelten sich die mächtigen Befestigungen des Feindes im Handumdrehen in halb zugeschüttete Gruben.
In diesem Moment begann die Flak von rechts wütend gegen die Maschinen loszuballern. Schwarzen formlosen Flocken gleich tauchten am Himmel die Explosionswolken auf und blieben eine ganze Weile dort stehen.
Sheslow funkte seinen Genossen: „Abfliegen zum Heimathafen", er selbst aber beschloß, die Flakbatterien eines Besseren zu belehren. Er drehte von seiner Staffel ab und steuerte seine Maschine auf die feindliche Luftabwehr zu. Da schlug ihm eine glühendheiße, ohrenbetäubende Welle ins Gesicht, auf die Augen ... Die Sonne schien tief in die Weichsel gefallen zu sein, und in seinen Augen gerieten immer kleiner werdende grüne und rote Kreise ins Schwimmen, alles andere aber versank in tiefes Dunkel. Sheslow schüttelte den Kopf, versuchte diese seltsame Finsternis abzuwerfen, doch sie blieb. Nur, daß ihm jetzt eine warme Flüssigkeit übers Gesicht floß. Salzig und klebrig floß es ihm in den Mund. Sheslow hob die Hand, um die Nässe aus den Augen zu wischen. Er wollte diese seltsame, unbegreifliche Finsternis zerreißen, doch seine Finger trafen in seltsam weiche feuchte Fetzen. Hitze und Schwäche erfaßten Sheslow ...
Er riß die Maschine herum, versuchte den bohrenden, brennenden Schmerz in den Schläfen, in Kopf und Augen zu betäuben. Wie Sturmgeläut kam ihm das im Trommelfell pochende, pulsende Blut vor, und ihm wollte scheinen, dieses Dunkel rausche wie das Schwarze Meer. Sein geliebtes Meer. In Gedanken liegt Sheslow am Strand und grelles Sonnenlicht blendet ihm mit scharfen Strahlen die Augen.
Er kann nichts sehen ... Verwundet und ohne Augenlicht ... Soviel begriff Sheslow, der jetzt mit aller Kraft den Steuerknüppel umklammerte. Durch diese Bewegung rettete er sich vor dem Absacken und in eine dunkle, wer weiß wie viele Sekunden währende Fieberphantasie. Sheslow gab mehr Gas und beschleunigte die Maschine ohne etwas zu sehen, aber mit dem ganzen Körper an dieses Manöver gewohnt und seine Ausführung nachfühlend. Aber wohin fliegen?
„Wolodja!" schrie Sheslow.
Der Bordfunker schwieg. „Wolodja! Sasonow!" Keine Antwort. Also auch der Funker ...
Sheslow biß auf seine Lippen, um einen unerträglichen brennenden Schmerz zu unterdrükken. Der Kopf steckte in einer riesigen Stahlzange zusammengepreßt, die ihn zu zerreißen und in tausend Stücke zu schlagen drohte. Am Vibrieren seines Körpers erkannte er, daß der Motor noch intakt war und brummte, obwohl er das Motorengeräusch nur undeutlich vernahm. In seinen Ohren sauste und brummte es ununterbrochen.
Ich muß landen ... Aber wo und wie? Ohne etwas zu sehen und ohne zu wissen, wo man ist und was unter einem ist ... „Blindflug" ... Aber war das etwa Blindflug, wenn der Pilot die Geräte sah und immer der Peilung nach fliegen konnte? Blindflüge gab es wohl, aber in solchen Fällen saßen nicht Blinde am Steuerknüppel! Gelandet muß werden, mag kommen was da mag. Ein Stück weiter weg begann der Wald, und dahinter ein Gewirr von Feldern und Wegen, auf denen sowjetische Einheiten und Fahrzeuge vorwärtsrollten ... So hätte er sich irgendwo festfahren und damit nicht nur sich selbst, sondern auch noch andere umbringen können ... Er mußte sogleich landen, sofort, ehe er ganz von Kräften war und das Bewußtsein verlor ...
Sheslow wußte nicht, in welcher Höhe seine Maschine flog. Er versuchte den zunehmenden Kopfschmerz zu bezwingen und die Flughöhe auszurechnen. Die Flakgranate war in dreihundert Meter explodiert; seitdem konnte er etwa hundert Meter verloren haben. Also blieben bis zum Erdboden noch 150 bis 200 Meter. Was war da unten? Wenn man die Erde nicht sehen kann, dann muß man sie ertasten. Er schaltete den Motor ab, legte die Maschine auf die Seite und trudelte in steiler Spirale ab.
Sheslow spürt mit dem Körper, wie die Maschine in der Luft lag, doch er vertraute seinen Gliedern schon nicht mehr recht. Das Flugzeug konnte ja an einer Stelle kreisen, solange es nicht an Geschwindigkeit verlor und zu Boden fiel. Ja, vielleicht stürzte er bereits ab? Wohin stürzte es? In den Wald, ins Wasser? Düstere, undurchdringliche Finsternis ... Und in diese schwarze Leere fiel zeitweise schon Sheslows Bewußtsein. Jetzt erinnerte er sich schon nicht mehr, er wußte nicht, ob er umgekehrt war oder an Ort und Stelle kreiste, wie sich ein Mensch mit verbundenen Augen auf der Stelle dreht. Also konnte er direkt bei den Deutschen landen, auf dem bombendurchwühlten Boden, im Wald ... Jede Sekunde gewärtigte er, gegen einen Baum zu prallen oder das Getöse der zerschellenden Maschine zu vernehmen ...
Er schüttelte die Maschine ... Ein leichter Stoß hallte als scharfer, stechender Schmerz in Sheslows Schläfe wider ... Also war die Tragfläche irgendwo angeeckt. Wenn das schon der Boden war, dann blieben nur noch wenige Meter bis zur Erde ... Wütend verscheuchte Sheslow den aufkommenden Wunsch, den Motor erneut anzustellen und nochmals aufzusteigen, um nicht in dieser schrecklich stummen Ungewißheit zu landen. Er richtete die Maschine aus und ließ den Steuerknüppel los. Ein Stoß. Die Maschine tat einen Satz nach vorn. Noch ein Stoß ... und die Maschine blieb zur Seite geneigt stehen. Kraftlos und schlaff ließ sich Sheslow im Pilotensitz zurückfallen, erschüttert von der plötzlichen Stille. In der Ferne donnerte noch die Schlacht, doch hier war ringsumher Stille. Seinen Schmerz und die Schwäche übermannend, öffnete er die seitlichen Spreizklappen, kletterte auf die Tragfläche und ließ sich, am Seitenteil des Rumpfes festklammernd, auf den Boden gleiten.
„Wolodja", rief er wieder den Funker. Als er


Illustration: Gerhard Rappus

keine Antwort erhielt, tastete er mit der Hand nach ihm. Seine Hände erkannten den Tod. Der lange, unnatürlich verdrehte Hals, der offene Mund und die Augen, die nicht einmal unter der Berührung seiner Finger blinzelten... Sheslows Gesicht war blutüberströmt. Er verband sich die Augen mit dem Taschentuch, doch das war im Nu feucht. Sheslow fühlte, daß ihn die Kräfte mit jeder Sekunde mehr verließen und setzte sich auf die Erde. Hier durfte er nicht bleiben. Mit schmerzhaft quälender Willensanstrengung und Aufbietung aller Selbstbeherrschung kroch er, den Schmerz unterdrükkend, von der Maschine weg und ertastete sich den Weg mit den Händen. Obwohl er nur wenige Meter vorwärtsgekommen war, wollte ihm scheinen, er krieche schon eine Ewigkeit dahin und als strecke sich diese buckelige, von dürrem, staubigem Gras bewachsene Erde viele Kilometer lang. Er fühlte ein rasendes Verlangen, die blutdurchtränkte Binde abzureißen, um zu prüfen, ob noch die dunkle schwarze Finsternis vor seinen Augen schwamm, er wollte sehen, ob er schon umringt wurde, wollte die Ameise sehen, die ihm da über die Hand krabbelte und den Horizont am Himmel sehen... Als er schon ziemlich entkräftet war, ertasteten seine Hände Buschwerk. Da ließ er sich ins Weidengesträuch fallen und blieb lauschend liegen.

Heiße Glut stieg von der Erde auf. Sheslow legte sich auf den Rücken. Die Erde schwankte unter ihm und schien in eine schwarze Untiefe davonzuschwimmen. Ganz in seiner Nähe pfiff ein Vogel geschäftig mit heller Stimme. Trotz des ohrenbetäubenden Klopfens des in seinen Ohren dröhnenden, pulsierenden Blutes vernahm er Gestampf und menschliche Stimmen...

„Wo ist denn der Flieger? Ist der Pilot hier?“

„Na, siehst du’s nicht an der Spur...“

Sheslow erhob sich, griff nach seiner Pistole. Es konnten ja Feinde sein; daß sie Russisch sprachen, brauchte nichts zu bedeuten.

„Laß das! Laß die Pistole, wir sind von den Unseren!“ – „Unsere? Wieso und woher?“

„Na, aus der achten Garde...“

Erst jetzt fühlte Sheslow, daß ihm die Kräfte endgültig schwanden. Er ließ sich wieder auf den Rücken fallen und sagte stockend: „Seht mal nach, in der Bordkabine... Es ist mein Bordfunker.“ Die Männer, die ihn umstanden,

blieben stumm. Dann sagte die gleiche Stimme, die zuerst zu ihm gesprochen hatte: „Das ist aus, Bruder . . . Dein Freund ist nicht mehr . . .“

Sheslow fühlte einen Klumpen im Hals aufsteigen, der ihm den Atem nahm. Lautlos bewegte er die Lippen, brachte aber kein Wort heraus. Er dachte nur, daß Sasonow vielleicht ein besseres Los ereilt habe als . . .

Doch auch dieser Gedanke verglomm im zähen Gewirr langsam wieder nahender Fieberphantasien. Jemand hob seinen Kopf, nahm das blutdurchtränkte Tuch ab und legte ihm einen straffen Augenverband an.

„Laß mich mal ziehen . . .“ Man führte eine brennende Papyrosa an seine Lippen. Er sog daran, spürte aber nicht den vertrauten Geschmack des Tabakrauchs und spie die Papyrosa, mit der Zunge nachhelfend, wieder aus. Dumpfe Gleichgültigkeit überfiel ihn immer mehr. Die ihn umgebende Dunkelheit erzitterte. Rhythmisch wurde Sheslow geschaukelt. Mit einem vagen Rest seines Bewußtseins erriet er, daß man ihn auf eine Trage gehoben hatte und nun forttrug. Dann hüllte ihn völliges Vergessen ein. Während des Verbandwechsels kam Sheslow zu sich. Man hob ihn aus der Trage und legte ihn irgendwohin. Nahm ihm den Verband ab. Jemand legte die Finger auf seine Augen und machte etwas mit ihnen. Eine Baßstimme fragte: „Kannst du so sehen?“

„Nein“, sagte Sheslow und erkannte seine Stimme kaum wieder.

„Und so?“ – „Nichts.“

„Schreiben Sie: Splitter in beiden Augen . . . Schleunigst nach 4/72 überweisen. Tut das weh?“ – „Ein bißchen.“

„Nein, mein Lieber, das tut bestimmt nicht bloß ein bißchen weh, sondern schmerzt ganz ordentlich . . . Geben Sie ihm . . .“

Man führte Sheslow ein Glas an die Lippen und er schluckte ein süßliche Flüssigkeit. Und wieder schaukelte die Finsternis rings um ihn, und die Stimmen wurden matter und verstummten bald ganz. Erst während der Operation erwachte er wieder. Flinke Finger nahmen ihm behutsam den Verband ab.

„Doktor!“ rief er.

„Ja“, antwortete eine Stimme.

„Haben Sie alle Binden abgenommen?“

„Ja, alle . . .“ kam die Antwort fern wie aus einem anderen Raum.

Sheslow fühlte nichts als schneidenden Schmerz in seiner rechten Augenhöhle. Er öffnete das linke Auge. Undurchdringliches Dunkel umgab ihn. Er öffnete und schloß die Augen, doch die Dunkelheit blieb.

„Ist das für immer?“ fragte er dumpf.

„Wir müssen abwarten“, antwortete der Arzt leise. Sheslow zuckte zusammen und verstummte. Geduldig wartete er, bis der Verbandwechsel beendet war und alle davongingen. Erst als die letzten Schritte verhallt waren, als sich die Tür geschlossen hatte, ließ er seiner ausweglosen, öden Verzweiflung freien Lauf. Unsägliche Qual preßte sein Herz zusammen, sein Körper erbebte von lautlosem kummervollem Schluchzen. Vorbei. Alles war vorbei! Ewige Finsternis würde in unüberwindlicher Mauer zwischen ihm und der strahlenden Welt stehen.

Da vernahm er in seiner Nähe ein Stöhnen. Die Schwester trat in den Krankensaal und sagte: „Genosse Gawrilenko, nehmen Sie Ihr Morphium ein. Sie müssen ein bißchen schlafen.“

Sheslow hörte die Arzneifläschchen klirren, er vernahm, wie die Schlafdecke des anderen Verwundeten gerichtet wurde und sich die Schritte der Schwester entfernten. Sein Anfall von Verzweiflung war vorüber und machte nun einem tiefen Gram Platz. Gawrilenko. Erst vor wenigen Minuten, erinnerte er sich nun, hatte ihm dieser Name vertraut geklungen.

„Genosse Gawrilenko, sind Sie aus Charkow? Waren Sie der Kommissar des Aeroklubs?“

„Ja, das war ich“, vernahm Sheslow eine wohlbekannte Stimme. „Erinnern Sie sich an Wassili Sheslow?“ – „Natürlich! Den hab ich als Segelflieger und als Flieger gekannt.“ Plötzlich flüsterte er mit zitternder Stimme: „Wassja, bist du's?“ – „Ja. Es war einmal ein Segelflieger und später ein Pilot Wassili Sheslow. Jetzt gibt es nur noch den Invaliden Sheslow . . .“ sagte Sheslow mit versagender Stimme. Gawrilenko schwieg. Erst Minuten danach begann er wieder zu sprechen.

„Na schön, dann werden wir auch den in Erinnerung behalten. Ich kann mich an Sheslow gut entsinnen. Der war aber anders, der schickte sich nicht in alles drein und gab nicht auf . . . Oder sollte Sheslow jetzt ein anderer sein? . . . Das, was passiert ist, läßt sich nicht wieder rückgängig machen, und es bleibt nicht ungeschehen. Und doch muß man sich selbst treu bleiben . . . Nicht beugen! Hörst du, Wassili, nicht beugen lassen! Es gibt im Leben viele Wege, und auch du wirst deinen Weg finden. Darfst dich nur nicht selbst aufgeben. Und ich kenne dich doch, du bist ein beharrlicher Bursche, du wirst schon durchhalten!“ Sheslow antwortete nicht. Er dachte, einem Gesunden fiele es gewiß nicht schwer, schlau zu reden, aber sogleich schämte er sich dieses Gedankens. Er wußte ja nicht, was Gawrilenko widerfahren war. Wenn der aber hier lag, dann mußte er wirklich schwer verwundet sein. Und doch war es einfacher gesagt: Es gibt viele Wege, such du deinen Weg. Ein Sehender konnte wohl sehen und suchen, was aber konnte er, vielleicht ein Blinder, finden?

Je mehr seine dumpfe Verzweiflung sich legte, desto klarer wurde ihm die Antwort auf die Worte des Kommissars Gawrilenko.

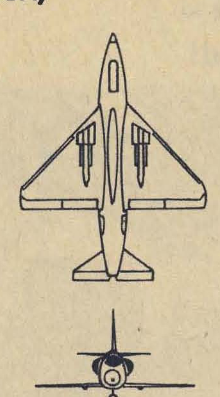
Ein Leben voll schöpferischen Strebens hatte er gelebt . . . Jetzt begann für ihn ein neues Leben. Und Kommissar Gawrilenko hatte recht: Dieses Leben war für ihn noch schwer und unbekannt. Es konnte und durfte aber nicht schlechter sein als das Leben, das bereits hinter ihm lag . . .

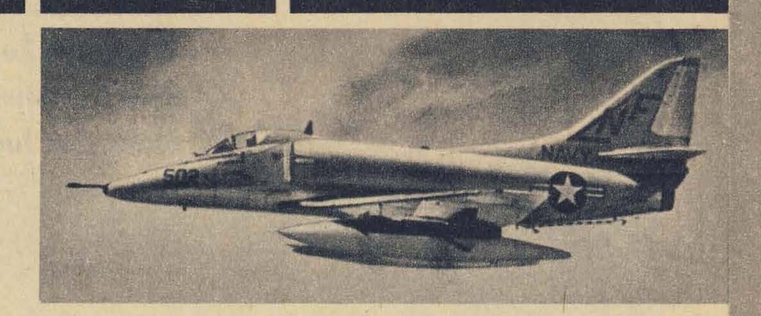
Ja, er wird sich nicht beugen. Und unter der Vielzahl von Wegen würde er seinen eigenen finden. Vielleicht nicht so bald und nicht ohne Irrtümer, aber er wird ihn finden.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1968 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE

Douglas A 4 „Skyhawk" (USA)





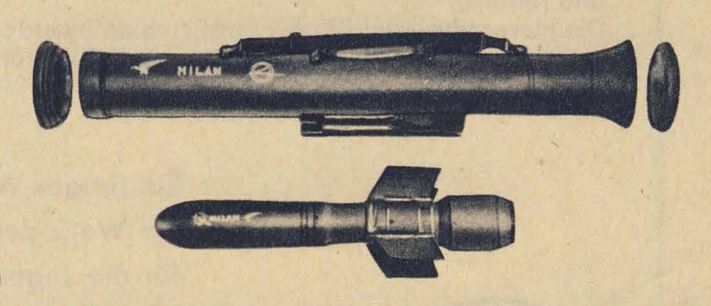
Taktisch-technische Daten:

Rüstmasse	4130–4330 kg
Startmasse	7834 kg
Spannweite	8,38 m
Länge	12,56 m
Höhe	4,57 m
Geschwindigk.	1080–1110 km/h
Reichweite	1500–1850 km
Gipfelhöhe	15 000 m
Triebwerk	1 Turbine Wright J 65 W 16A, 3533 kp Schub oder 1 Turbine Pratt & Whitney JT 8 B1 3860 kp Schub
Bewaffnung	2 Kanonen 20 mm; 3 Luft-Boden-Raketen Martin ASM N 7 Bullpup oder bis zu 4100 kg Kampflasten an 5 Außenstationen
Besatzung	1 Mann

Die „Skyhawk" ist ein trägergestütztes Jagdbomben- und Tiefangriffsflugzeug, das durch seine vielfältigen Ausrüstungsmöglichkeiten auch für Erdkampf-, Aufklärungs- und Schulungsaufgaben herangezogen werden kann. Eine zweisitzige Trainervariante trägt die Bezeichnung TA 4.

ARMEE-RUNDSCHAU 3/1968 | TYPENBLATT | RAKETENWAFFEN

Panzerabwehrlenkrakete MILAN (Frankreich)



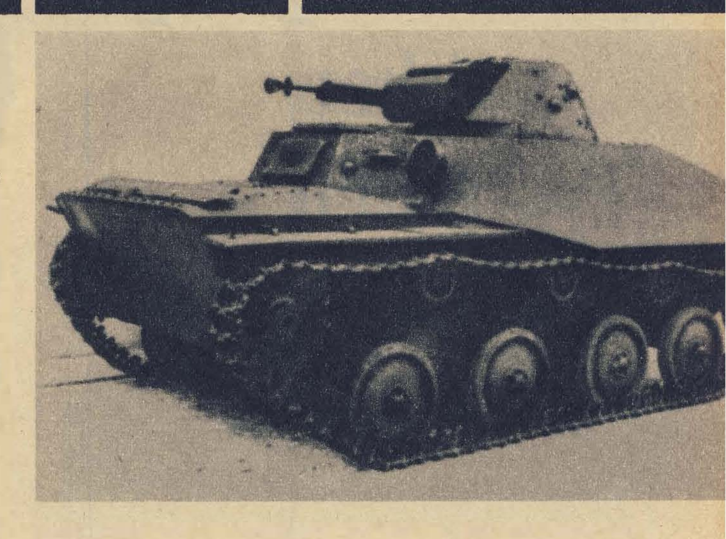


Taktisch-technische Daten:

Masse d. Bodenanlage	etwa 10 kg
Masse d. Flugkörpers	etwa 6,5 kg
Masse d. Munition	etwa 10 kg
Länge d. Abschußrohres	1200 mm
Länge d. Flugkörpers	750 mm
Geschwindigkeit	180 m/s
Reichweite	25 ... 2000 m
Antrieb	Feststoffrakete

Das System MILAN (Missile d'Infanterie Léger ANtichar) ist als Panzerabwehrmittel der Infanterie konzipiert. Es besteht aus drei Teilen: Abschuß- und Lenkeinrichtung; Munition (Flugkörper mit Rohr) und der Dreibeinlafette. Milan wird von einem bzw. zwei Mann bedient.

T 40/1940 (UdSSR)

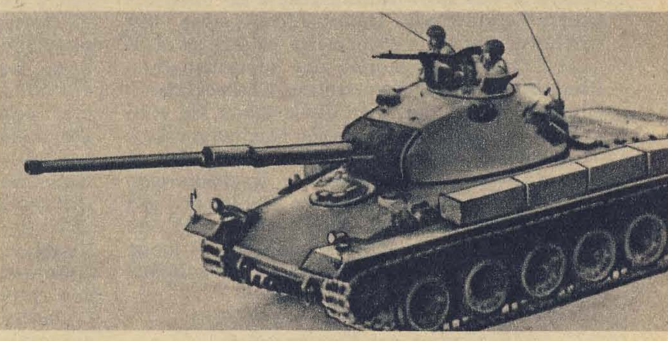


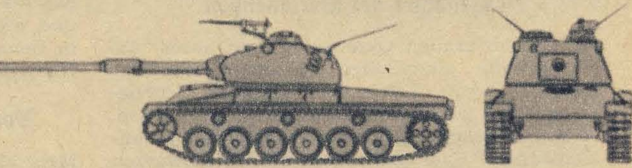
Taktisch-technische Daten:

Masse	5,5 t
Länge	4110 mm
Breite	2330 mm
Höhe	1950 mm
Höchstgeschwindigkeit	45 km/h L, 6,5 km/h W
Fahrbereich	280 km
Steigfähigkeit	34°
Kletterfähigkeit	600 mm
Überschreitfähigkeit	1700 mm
Watfähigkeit	schwimmfähig
Motor	6 Zyl. GAZ 202, 85 PS
Panzerung	6 . . . 14 mm
Bewaffnung	1 sMG 12,7 mm, 1 MG 7,62 mm
Besatzung	2 Mann

Der T 40 setzte die in den 30er Jahren begonnene Entwicklung von schwimmfähigen Aufklärungspanzern erfolgreich fort. Damit wurden Erfahrungen gesammelt, die sich in der Konstruktion des in den sozialistischen Armeen eingesetzten Schwimmpanzers PT 76 niederschlugen.

Panzer 61 (Schweiz)





Taktisch-technische Daten:

Masse	37 t
Länge über alles	9360 mm
Breite	3060 mm
Höhe	2720 mm
Höchstgeschwindigk. (Straße)	50 km/h
Fahrbereich (Straße)	300 km
Steigfähigk.	35°
Bewaffnung	1 Kanone 105 mm; 1 Schnellf.-Kanone 20 mm; 1 Turm-MG; 6 Nebelwurfgeräte
Motor	Dieselmot. Daimler-Benz, 630 PS; Nebenmot. Diesel, 34 PS, für Gebläse und Lichtmaschine, Lüftung und Stromversorgung
Besatzung	4 Mann

Der Panzer 61 ist eine Schweizer Entwicklung und der Standardpanzer des Schweizer Bundesheeres. Seine Panzerung ist durch Leichtmetall und Leichtbaukonstruktion verstärkt. Mit der Kanone können verschiedene Munitionsarten (Panzer-, Sprenggranaten u. a.) verschossen werden.

Erkundigung über einen Studenten

Von Manfred Gebhardt



Karl Marx als 18jähriger Student

An einem hellen, frostklaren Wintertag machte ich mich auf den Weg zu einer Entdeckungsreise in meine eigene Stadt. Ich suchte nach den Spuren eines ehemaligen Studenten der Berliner Universität, der vor 130 Jahren in dieser Stadt gelebt hatte und hier einen großen Teil des Wissens sammeln konnte, das ihn befähigte, im Verlaufe eines arbeitsreichen Lebens die wichtigsten Entdeckungen seines Jahrhunderts zu machen. Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte er das Entwicklungsgesetz der menschlichen Gesellschaft. Damit nicht genug. Mit der Entdeckung des Mehrwerts brachte er Licht in die Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise. Zwei solche Entdeckungen! Glücklich schon der, dem es vergönnt ist, eine solche zu machen. Doch unser ehemaliger Student hat auf vielen Wissensgebieten, selbst in der Mathematik, selbständige Entdeckungen gemacht. Er war ein Riese an Denkkraft, ein Genie der Wissenschaft; doch das war nach den Worten seines engsten Freundes noch lange nicht der halbe Mann. Vor allem war er Revolutionär.

Passagier der Personenpost

An einem grauen Oktobertag des Jahres 1836 bringt die planmäßige Personenpostkutsche über Potsdam, Zehlendorf, Steglitz, Schöneberg einen wissensdurstigen, aufgeschlossenen, erwartungshungrigen jungen Mann mit rabenschwarzem Haar und einem ebenso schwarzen Kinnbart nach Berlin. An der zentralen Posthalterei in der Königstraße endet die Reise, die den jungen Studiosus für 20 Taler Reisegeld in der ordinären Fahrpost in fünf Tagen durch sieben Länder führte. In bunter Folge wechselten die Schlagbäume und die Dialekte, doch die Sprache blieb immer deutsch.

Der junge Mann in der Postkutsche, der zum erstenmal eine so weite Reise unternimmt, hat viel Zeit zum Nachdenken. Aber vielleicht ist er auch viel zu traurig, bedeutet diese Reise nach Berlin doch die, zumindest äußerliche Trennung von seiner heimlichen Verlobten, die er von Herzen liebt. Und tatsächlich schreibt er selbst in einem Brief: „Die Reise nach Berlin, die mich im höchsten Grade entzückt, zu Naturanschauungen anregt, zu Lebenslust entflammt hätte, ließ mich kalt, ja, sie verstimmte mich auffallend, denn die Felsen, die ich sah, waren nicht schroffer und kecker als die Empfindungen meiner Seele, die breiten Städte nicht lebendiger als mein Blut ... und endlich die Kunst nicht so schön als Jenny."

Der junge Mann, der an diesem Oktobertag 1836 die Posthalterei verläßt und durch die Hauptgeschäftsstraße Berlins, die Königstraße, bummelt, kommt aus Trier, einer Kleinstadt in der preußischen Rheinprovinz, ist gerade 18 Jahre alt und heißt Karl Marx. Er ist Sohn des Advokat-Anwalts Justizrat Heinrich Marx und will in der preußischen Hauptstadt seine in Bonn begonnenen Studien der Rechts- und Kameral-Wissenschaft fortsetzen.

Von der Königstraße zur Universität

Mehr als 130 Jahre sind seitdem vergangen, die die Welt und auch die ehemalige Universitätsstadt von Karl Marx gründlich verändert haben. Sie ist heute die Hauptstadt eines sozia-



„Unter den Linden" in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts

listischen Staates deutscher Nation, in dessen neuer Verfassung man konzentriert und klar wie in einem Kristall wird erkennen können: Die Menschheit schickt sich heute an, die Welt nach seinen Ideen neu zu gestalten, und die Lehren von Marx sind in das Land seiner Jugend heimgekehrt. Ich möchte Sie einladen, mit mir den Spuren dieses Mannes zu folgen, der, wie kein zweiter, die Wege der Menschheit bestimmte . . .

Wo einst die alte Posthalterei in der Königstraße stand, breitet sich heute ein riesiger Baugrund bis weit hinter den Alexanderplatz aus. Wo zu Marx' Zeiten das eigentliche Berlin endete und die Stadtmauer die Innenstadt einschnürte, entsteht das Zentrum des neuen sozialistischen Berlins. Was wird geblieben sein von dem Berlin, durch das der junge Marx seine Schritte lenkte? Wo finde ich die Häuser, in denen er lebte, wo die Zimmer, in denen er las und schrieb, „bis die Augen ganz trübe und die Kerzen gänzlich heruntergebrannt" waren? Begleiten wir den Ankömmling aus Trier auf seinem ersten Gang durch die Berliner Innenstadt, von der Königstraße über die Lange Brücke, den Schloßplatz überquerend zur Universität Unter den Linden. Wo einst das preußische Königsschloß stand, das bei dem jungen Rheinländer wenig sympathische Gefühle erweckte, breitet sich heute der Platz aus, der seinen und den Namen seines besten Freundes trägt, der Marx-Engels-Platz. An Stelle eines Hohenzollernschlosses findet der Besucher heute ein paar Schritte entfernt das Gebäude des Staatsrates der Deutschen Demokratischen Republik, in dem eine Staatsmacht marxisti-



Da Karl Marx in Berlin oft das Quartier wechselte, schickte Vater Marx die Briefe an seinen Sohn lange Zeit in die Alte Leipziger Straße 1. An dieser Stelle befindet sich heute das Zentralkomitee der SED.

scher Prägung die Geschicke des Volkes bestimmt. Daneben steht das Haus des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, der Partei, die Marx als ihren Begründer ehrt und deren führende Rolle im Staat auch in unserer neuen Verfassung verankert sein wird. Und in einem modernen Neubau ist das Außenministerium der Deutschen Demokratischen Republik untergebracht, in dem neue Beziehungen zwischen den Völkern geknüpft werden, wie es das im Geiste von Karl Marx formulierte neue Verfassungsrecht fordert.
Nur ein paar hundert Meter lang war dieser erste Weg von Karl Marx über Berliner Pflaster. Doch was hat sich auf dieser kurzen Strecke nicht alles verändert. In das ehemalige Kronprinzessinnen-Palais gehen die Berliner heute nach Feierabend, wie sie sagen, „konditern". In der Oper hören abends Mitglieder sozialistischer Brigaden klassische und moderne Werke. Im Zeughaus ist das Museum für Deutsche Geschichte und daneben die Universität, in der Marx vier Jahre ein und aus ging.

Der Student Nummer 973

Es wurde gerade wieder einmal mit einem Umbau begonnen, als Marx die Universität bezog. Nehmen wir die Denkmäler der Gebrüder Humboldt zu beiden Seiten des Eingangs und die Seitenflügel der Universität zur Clara-Zetkin-Straße weg und denken uns dafür die herbstlich bunten Bäume des Kastanienwäldchens hin, das sich von der Universitätsstraße bis zur Spree erstreckte, dann haben wir etwa eine Vorstellung von dem, was Marx hier vorfand, als er sich am 22. Oktober 1836 an der Juristischen Fakultät immatrikulieren ließ.
Unter der Nummer 973 nahm der Student Marx eigenhändig in seiner energischen nach rechts gestellten Schrift seine Eintragung vor.
Die schwere Holztür, die zum Hauptgebäude der heutigen Humboldt-Universität führte, könnte noch aus Marx' Zeit stammen. Die Bäume vor dem Haus sind zu jung dazu. Nur das Kopfsteinpflaster im Hof und möglicherweise das eiserne Tor am Eingang könnten uns als Augenzeugen dienen. Ein Satz des ehemaligen Studenten in goldenen Lettern beherrscht heute den Treppenaufgang: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert. Es kommt darauf an, sie zu verändern."
Am Ende der Treppe steht eine schlichte Marx-Büste aus Bronze. Das wäre nicht viel, wenn sonst in diesem Hause nichts an ihn erinnern würde. Doch Marx ist hier allgegenwärtig. Etwa 10 000 Studenten lernen in seinem Geiste. Mehr als die Hälfte von ihnen sind Arbeiter- und Bauernkinder, die allein durch ihre Anwesenheit auf der Universität eine marxsche Forderung verwirklichen. Hier ist nicht nur Proklamation, sondern vollzogene Wirklichkeit, was der Verfassungsentwurf sagt: „Das einheitliche sozialistische Bildungssystem gewährleistet jedem Bürger eine kontinuierliche sozialistische Erziehung, Bildung und Weiterbildung." Marx' wichtigste Erkenntnisse sind Pflichtlektüre jedes Studenten, ganz gleich, welches Fach er im besonderen belegt. Viele Studenten haben sich vorgenommen, in diesem Jahr Marx mit eigenen wissenschaftlichen Leistungen zu ehren.

Bei gebildeten Leuten in der Mittelstraße

Vom Logiskommissarius der Universität erhielt Marx die Anschrift einer Wohnung und den Hinweis über Möglichkeiten, sich billig zu verpflegen. Ausgestattet mit diesen Informationen suchte er sein erstes Quartier in der Mittelstraße 61 auf. Es war das dritte Haus von der Friedrichstraße, schmal und hoch und nicht weit entfernt von der Universität.
Von dem Haus, in dem Marx bei „gebildeten Leuten einwohnte" und ganz in Wissenschaft und Kunst versank, steht leider nichts mehr. Der Weg zur Universität führt heute vorbei am neuen Interhotel Unter den Linden und an der Deutschen Staatsbibliothek, in der 60 Jahre nach der Ankunft unseres Studenten ein ebenfalls noch junger russischer Emigrant, Wladimir Iljitsch Uljanow, arbeitete, der unter dem Namen Lenin Marx' Werke für seine Zeit weiterentwickelte und an der Spitze seiner Partei zuerst zum Siege führte.
Der junge Marx widmete sich mit großem Eifer dem Studium der Jurisprudenz und der Philosophie. Aus allen Büchern, die er las, machte er sich Auszüge und kritzelte, wie er seinem Vater schrieb, nebenbei seine Reflexionen nieder. Als das erste Seminar zu Ende ging, stellte er fest, daß es kein Erfolg für ihn gewesen war. Seine Gesundheit war angegriffen, er kränkelte, und es hatte ihm nicht mehr eingebracht, als daß er alte Meinungen verwarf und so den Boden für neue Erkenntnisse vorbereitete. Der Frühling 1837 fand den Studiosus aus Trier in der Alten Jacobstraße 50.
Wir machen uns wieder auf die Suche, um die Spur nicht zu verlieren. Von der Alten Jacobstraße steht in unserer Hauptstadt nur noch ein einziges Haus. Zu wenig, um uns einen Anhaltspunkt auf den jungen Marx zu liefern. Und dennoch glaube ich, daß er seine Freude hätte, wenn er heute noch einmal durch die Roß- und Annenstraße gehen könnte und die neuen Häuser dieses von Bäumen und Grünplätzen unterbrochenen Viertels sehen würde, das nach seinem Freund Heinrich Heine benannt ist.
Damals, zu Marx' Zeiten, muß es eine wenig schöne Wohngegend gewesen sein, denn er gab auch der Umgebung in der Innenstadt die Schuld an seiner geschwächten Gesundheit. So entschloß er sich, den Sommer 1837 auf dem Lande zu verbringen. Er zog hinaus vor die Tore Berlins, in das kleine Fischerdörfchen Stralau, das von der Universität in südöstlicher Richtung in einer guten Stunde zu Fuß zu erreichen war.

(Fortsetzung folgt)



Patentlösung

Oleko Dunditsch, seiner Nationalität nach Serbe, war Regimentskommandeur in der Ersten Reiterarmee unter Budjonny.
Wohl an die zwanzigmal war er verwundet worden. Doch ohne auf seine Gesundheit Rücksich zu nehmen, lief er jedesmal aus dem Lazarett fort, bevor er vollständig genesen war. Das Leid anderer jedoch, fremden Schmerz, konnte er nicht ertragen. Einen verwundeten Kämpfer auf dem Schlachtfeld seinem Schicksal zu überlassen, galt in Dunditschs Regiment als größte Schande.
Als Oleko Dunditsch einmal in einen kleinen Chutor[1] einrückte, mußte er sehen, wie in einem großen Hause auf dem bloßen Fußboden verwundete Rotarmisten aus irgendeinem Truppenteil lagen.
Die Leute riefen: „Einen Arzt! Wir brauchen einen Arzt!" Die Sanitäterin beruhigte sie: „Habt ein bißchen Geduld. Gleich wird der Doktor hier sein."
„Wo ist der Arzt?" fragte Dunditsch. „Warum gibt es hier nicht mehr Schwestern?"
Die Sanitäterin erklärte ihm leise, so, daß die Verwundeten es nicht hören konnten:
„Unseren Doktor haben die Weißen umgebracht, Genosse Dunditsch. Die andere Schwester ist verwundet. Ich allein bin übriggeblieben. Verbandmaterial ist auch keins mehr da. Ich weiß einfach nicht, womit ich verbinden soll." —
„Aber gibt es denn hier in der Gegend keinen Arzt oder wenigstens einen Feldscher?"
„Ich habe in Erfahrung gebracht, daß es einen Feldscher gibt. Es ist die Tochter des Atamans[2]. Ihr Vater ist noch im Kampf gegen die Deutschen gefallen. Jetzt lebt sie allein in ihrem Hause. Auch Kranke nimmt sie dort auf. Allerdings ist jener Chutor von den Weißen besetzt."
Den Blick auf die Verwundeten gerichtet, versprach Dunditsch der Sanitäterin:
„Sie werden ihren Feldscher bekommen. Sagen Sie es ihnen. In spätestens einer Stunde wird er da sein."
Der Regimentskommandeur sprengte in den Chutor, in dem die Tochter des Atamans wohnte. Unbehelligt gelangte Dunditsch durch die Posten der Weißen. Da er Offiziersschulterstücke trug, schöpfte der Kosak, der ihm den Weg zum Hause des Atamans wies, kein Mißtrauen.
In einem der Fenster brannte noch Licht. Dunditsch klopfte an. Mit einer Laterne in der Hand trat das Mädchen vor die Tür.
„Entschuldigen Sie die Störung", wandte sich Dunditsch mit einer Verbeugung an sie. „Unsere Kosaken benötigen dringend medizinische Betreuung. Das Feldlazarett ist noch nicht nachgekommen. Mein Regimentskommandeur hat mir befohlen, Sie zu bitten, mit mir in den Chutor Gwosdjow zu fahren. Der Herr Oberst

[1] Vorwerk, Kosakensiedlung
[2] Führer einer bewaffneten Kosakenabteilung. Im Bürgerkrieg Bezeichnung für den Befehlshaber weißgardistischer und anderer Banden.

und ich bitten Sie, die Störung zu verzeihen", wiederholte Dunditsch und nannte den Namen eines ihm bekannten weißgardistischen Kosakenbefehlshabers.
Die Ärztin bat ihn, doch näherzutreten und einen Augenblick zu warten. Sie füllte ihre Sanitätstasche mit Binden, Mull, Jod und legte noch diverse Arzneimittel dazu.
„Und worauf soll ich reiten?" fragte die Tochter des Atamans, als sie im Hofe nur ein Pferd sah.
„Am Dorfausgang erwartet Sie der Wagen des Herrn Obersten", entgegnete Dunditsch und führte sie die Dorfstraße entlang. Das Pferd trottete fügsam hinterdrein.
Als sie den Dorfausgang erreicht hatten, warf Dunditsch seiner Begleiterin plötzlich einen Filzumhang über, legte sie quer über den Sattel und zwar so schnell, daß die Atamanentochter keinen Laut von sich geben konnte. Oleko wandte sich um: Niemand verfolgte sie. Bald hatten sie den Chutor erreicht, wo die Verwundeten lagen. Dort angekommen, befreite Dunditsch vorsichtig seine Gefangene.
Zornrot im Gesicht verlangte das Mädchen von Dunditsch zu wissen: „Was wollten Sie doch von mir, Herr Leutnant?"
Doch der „Herr Leutnant" trug schon keine Schulterstücke mehr. „Morgen früh werden Sie wieder zu Hause sein. Darauf gebe ich Ihnen das Wort eines roten Kommandeurs! Ich bitte Sie nochmals um Entschuldigung. Aber die Verwundeten liegen hier schon den zweiten Tag und konnten nicht verbunden werden. Krieg ist eben Krieg!"
Mit diesen Worten reichte Dunditsch der Tochter des Atamans die Medikamententasche.
„Führen Sie mich zu den Verwundeten", sagte sie nur.
Eine Minute darauf konnte man im Hause ihre Stimme hören: „Mull! Schere! Jod!"
Als Dunditsch am Abend die Verwundeten besuchte, gestanden sie ihm: „Einen guten Doktor haben Sie uns gebracht, Genosse Kommandeur."
Einen jungen Soldaten mit dick umwickelten Kopf hatte man vorsichtig auf eine Liege gebettet. Jetzt schlief er, nachdem ihm die Tochter des Atamans eine Arznei verabreicht hatte. Dunditsch trat auf sie zu:
„Meine Ordonnanz wird Sie morgen nach Hause bringen. Die Unseren, das heißt die Roten, sind schon dort. Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung."
Doch das Feldschermädchen bat darum, hierbleiben zu dürfen. Der junge Rotgardist mit der Kopfverletzung bereitete ihr Sorge. So blieb die Tochter des Atamans in diesem Lazarett. Mehr als einmal hat Dunditsch später diese Geschichte im Kreis von Freunden erzählt, und auf die Frage, wo die Tochter des Atamans jetzt sei, antwortete er:
„Sie arbeitet in einem Krankenhaus. Und, was ich noch sagen wollte: Sie hat jenen Soldaten mit der Kopfverletzung geheiratet."

(Aus dem Russischen von Rudolf Kreßner


AUF № SICHER GEHEN
Wenigstens beim Fotografieren. Jede Jahreszeit ist fotogen – auch jedes Wetter ist fotogen. Und gerade ungewöhnliche Motive werden oft die wirksamsten Fotos. Allerdings gehört eine universelle, eine »sichere« Kamera dazu: die echte einäugige Spiegelreflex. Eine Kamera mit allen Raffinessen, jedoch unkompliziert und nicht zu teuer: die PRAKTICAnova I
PENTACON
PRAKTICA nova I
Echte einäugige Kleinbild-Spiegelreflexkamera 24 x 36 mm • Wechselobjektive 20 mm bis 1000 mm Brennweite • Filmeinlegeautomatik PENTACON-Loading (PL) • Prismensucher mit hellem, seitenrichtigem und parallaxenfreiem Sucherbild • Fresnellinse mit Mikroprismenraster und Mattscheibenringfeld • Rückkehrspiegel • Schlitzverschluß (1/2s bis 1/500s) • Universelles Zubehör • Modell PRAKTICAnova I B mit eingebautem fotoelektrischem Belichtungsmesser
Preis: 462,– M
VEB PENTACON DRESDEN

Soldaten schreiben für Soldaten

Gastfreundschaft

Es war zum Manöver „Oktobersturm".
Ich war als einziger NVA-Offizier mit Nachrichten- und Flugsicherungstechnik zu Punkt I kommandiert. Wir erreichten im Morgengrauen das Wäldchen, wo die Nachrichtenmittel der sowjetischen Luftstreitkräfte stationiert waren. Ein sowjetischer Hauptmann wies uns einen Aufbauplatz zu. Unser Kfz. wurde sofort von sowjetischen Soldaten umringt, die uns zuwinkten und begrüßten, als ob wir schon alte Bekannte seien. Was dann kam, verblüffte uns: Die sowjetischen Soldaten machten sich an unserer Technik zu schaffen, rollten die Kabel aus, zogen mit unserem Aggregat los und bauten unsere Antennen auf. Wir versuchten ihnen klarzumachen, daß wir die Entfaltung der Funkstation schon allein machen würden. Ohne Erfolg. In kurzer Zeit war alles erledigt. Wir kramten in unserem Gedächtnis, um den sowjetischen Genossen wenigstens ein paar freundliche Worte zu sagen.
Als wir abends unser Nachtlager aufschlugen, wurde plötzlich an die Tür geklopft. Draußen stand ein sowjetischer Oberleutnant und bat mich, ihm zu folgen. Ein paar Schritte weiter kamen wir an ein busähnliches Fahrzeug. Der sowjetische Offizier bedeutet mir, da hineinzugehen und dort zu schlafen. Gleich darauf war er wieder im Dunkel verschwunden. Ich ging hinein . . .
Ein kleines herausklappbares Waschbecken mit fließendem Wasser. Benzinheizung im Wagen und weißbezogene Betten. Um nicht das Opfer eines Irrtums zu werden, wollte ich gerade wieder zu meiner Funkstation zurückkehren, als der sowjetische Oberleutnant wieder auftauchte. Beladen mit Brot, Konserven, Speck und heißem Tee. Er deckte selbst den Tisch und sagte zu mir: „Iß!" Mich interessierte natürlich, wozu dieser wunderbare „Salon" da war und ob das nicht ein Irrtum sei, daß ich hier schlafen solle. Er machte mir klar, daß dieser Wohnwagen für General Biskunow vorgesehen sei. Als er die Bestürzung auf meinem Gesicht bemerkte, beeilte er sich, mir zu versichern, daß der General heute nicht hier übernachten würde. Er freue sich, daß er in der Lage sei, mir Gastfreundschaft zu gewähren, und übrigens heiße er Tolja, jedenfalls würde er von Freunden so genannt. Die Genossen meines vorgesetzten Stabes staunten bei ihrer Kontrolle nicht schlecht über meine Wohnverhältnisse.

Leutnant Wolfgang Matthées

Einquartierung

Es war im Frühherbst 1963. Die Nacht war sternenlos und finster. Ein stundenlanger leichter Sprühregen hatte unsere Uniformen durchnäßt. Seit vier Stunden quälten wir uns in der vom Kompaß gewiesenen Richtung über aufgeweichte Feldwege, Koppeln, Wiesen und stopplige Felder vorwärts. Das Sturmgepäck wog jetzt zentnerschwer. In der Ferne tauchten einige Lichter auf. Mit einer abgeblendeten Taschenlampe vergewisserten wir uns auf der Karte, daß dies die Ortschaft war, die unser Etappenziel sein sollte. Die Aussicht auf eine Pause gab uns neue Kräfte. Wenn jetzt einer ausrutschte oder in eine Pfütze fiel, fluchte er nicht, sondern rappelte sich auf und bemühte



sich, schnell wieder Anschluß zu finden. Wir gingen die Dorfstraße entlang und suchten nach einem Heuhaufen, einer Strohmiete oder einer Scheune. Am Dorfausgang angekommen, hatten wir noch keine Bleibe ausmachen können. Aufs Geratewohl schlichen wir durch eine offene Hofeinfahrt. Eine Feldscheune, die mit frischem, duftendem Heu vollgestopft war, nahm uns auf. Wir buddelten und wühlten uns in das Heu ein wie die Maulwürfe in die Erde. Die nassen Uniformen waren nur im ersten Augenblick kalt. Alle eng beieinander, die Waffen fest in den Fäusten, so lagen und schliefen wir.

Als wir munter wurden, war es bereits hell. Die Uhr zeigte die siebente Stunde. Von irgendwoher kam das Geklapper von Milchkannen. „So eine Pleite", sagte der Gruppenführer leise. „Wie kommen wir denn nun hier wieder ungesehen weg? Stellt euch vor, wenn sie merken, daß wir ihr Heu zerwühlt haben." Als es draußen ruhig geworden war, schlichen wir los. Plötzlich polterten eine Schutzmaske und ein Kochgeschirr mit ungeheurem Getöse auf den Hof. Nun hatten wir keine Wahl mehr. Der Unachtsame mußte ein paar sehr drastische Kosenamen über sich ergehen lassen, und dann rutschten wir einer nach dem anderen aus unserem Nest. Die Augen der Frau, die in der Tür zur Milchküche stand, wurden immer größer. Wir mußten für sie ja auch fürchterliche Erscheinungen sein. Die Schuhe und die Hosenbeine waren bis zu den Knien mit einer dicken Kruste Dreck bedeckt, verschmierte Gesichter und unrasiert.

Als der letzte von uns auf dem Hof war, lachte sie über das ganze Gesicht. „Oh!", rief sie. „Wir haben über Nacht Einquartierung bekommen. Das ist aber schön!"

Nun war die Reihe an uns zu staunen. Wir hatten zum mindesten schiefe Blicke erwartet.

Illustration: Harri Parschau

„Kommen Sie!" rief sie uns. „Hier ist noch heißes Wasser. Und zu ihrer Tochter sagte sie: „Lauf schnell nach oben und hole ein paar Handtücher und Seife!" Nun wurden wir verlegen. Einer stammelte: „Aber das ist doch nicht nötig. Machen Sie sich keine Umstände. Wir haben gar nicht so viel Zeit. Wir müssen gleich weiter."

„Ach was!" beharrte sie. „So viel Zeit haben Sie schon." Die Kleine kam mit einem ganzen Arm voll Handtüchern und einigen Stücken Seife zurück. „Ich werde schnell gehen und für Sie etwas zu Essen zurechtmachen. Wenn Sie fertig sind, dann kommen Sie bitte ins Haus!" Bevor wir etwas entgegnen konnten, war die Frau schon in der Haustür verschwunden.

„Los, beeilt euch", sagte der Gruppenführer. „Wir verschwinden dann gleich. Es geht doch nicht, daß wir sieben Dreckklumpen da ins Haus gehen."

Wir wuschen uns hastig und schnell, aber es war eine Wohltat. Allerdings mußten wir unsere Kleidung schmutzig lassen, denn die war so ohne weiteres nicht zu reinigen.

Wir wollten uns gerade vom Hof stehlen, als die Frau uns aus einem Fenster zurückrief. Ob wir wollten oder nicht, aber bei so viel Freundlichkeit mußten wir ins Haus. Wir standen unschlüssig im Korridor. In der Küche schnitt ein Mann Scheiben von einem Brot. Auf dem Herd summte in einem Topf heißes Wasser. Die Frau bemerkte unsere Unentschlossenheit, öffnete die Tür zum Wohnzimmer und drängte und schob uns hinein. Da latschten wir mit unseren notdürftig gesäuberten Schuhen nun auf dem Teppich herum. Die Frau kam mit Tassen und Tellern herein und hieß uns auf Sofa und Sesseln Platz nehmen. Als sie wieder kam, hatte sie einen großen Teller Wurstbrote und eine dampfende Kanne in der Hand. Sofort breitete sich Kaffeeduft im ganzen Zimmer aus. Wir wollten und durften sie nicht kränken und langten zu. Hunger hatten wir schließlich auch. Wenn sieben Mann essen, ist ein Teller voller Schnitten nicht viel. Etwas verlegen fragte sie uns, ob wir denn auch Weißbrot essen würden, denn das andere Brot sei alle, und der Brotwagen komme erst. Sie hatte noch nicht ganz zu Ende gesprochen, als ihr Mann mit einem zweiten Teller voll Brotscheiben hereinkam. Er entschuldigte sich, daß auf einigen Weißbrotschnitten nur Schmalz war, denn Butter und Wurst seien auch alle.

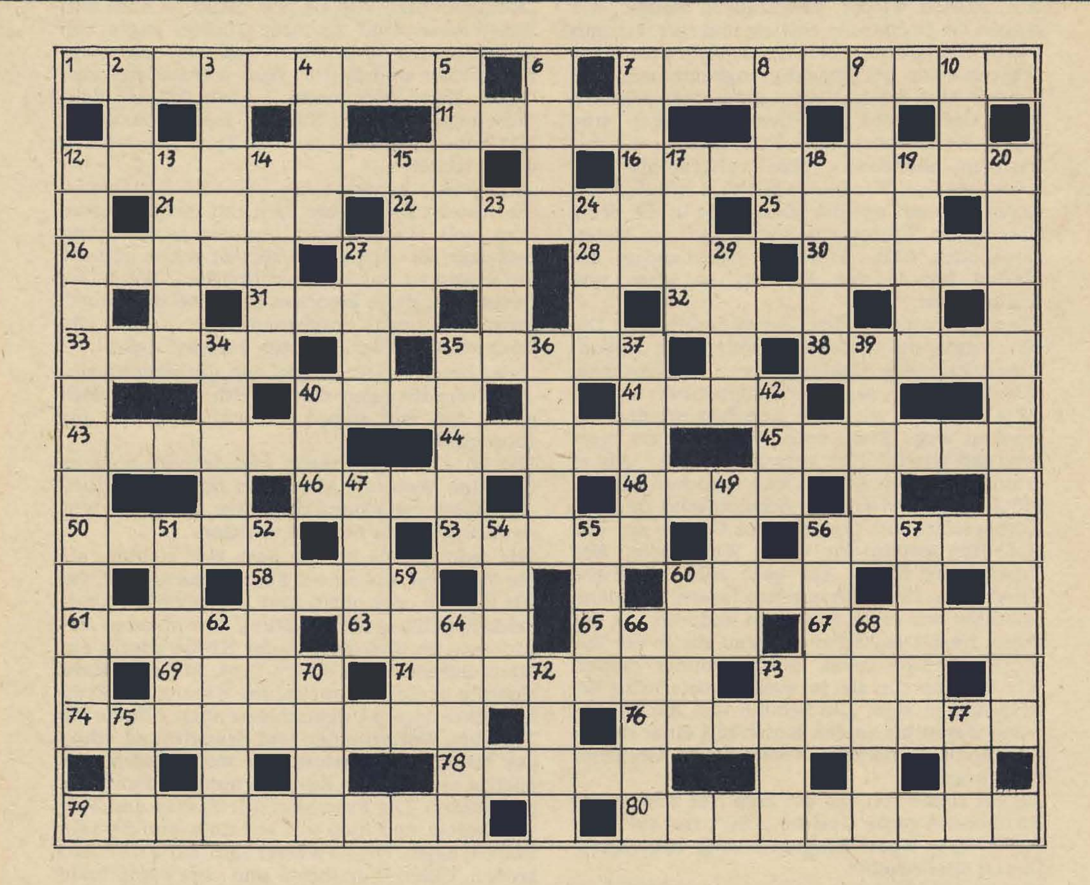
„Wir freuen uns", sagte der Mann weiter, „wenn wir Ihnen den Dienst ein bißchen angenehmer machen können. Sie tun es ja auch für uns." Sie standen beide an der Tür und sahen uns mit zufriedenem Lächeln beim Essen zu.

Als wir uns verabschiedeten, hat sich wohl jeder von uns zehnmal bedankt.

Als wir wieder in der Kaserne waren, haben wir gesammelt und der kleinen Tochter unserer Wirtsleute ein großes Weihnachtspaket geschickt.

Nochmals ein herzliches Dankeschön an die Familie des Bürgermeisters in Giesenslage, Kreis Osterburg.

Soldat Günther Halbig



KREUZWORTRÄTSEL

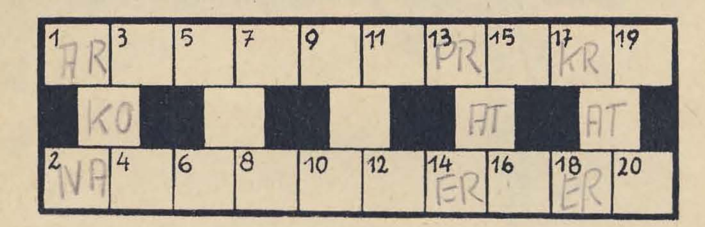
Waagerecht: 1. militär. Ausbildungsstätte, 7. unveränderliche Größe, 11. Nebenfluß der Weser, 12. letzte Aufforderung, 16. sowj. Fernsehzentrum, 21. Kletterpflanze, 22. sowj. Schauspielerin, 25. sumpfiges Gelände, 26. Nebenfluß der Donau im Banat, 27. jugosl. Währung, 28. Künstlergehalt, 30. geometr. Figur, 31. Holz- oder Metallteilchen, 32. Ritter aus Artus' Tafelrunde, 33. franz. Fluß, 35. Bezirk der DDR, 38. Nebenfluß der Donau, 40. griech. Bezirksstadt, 41. Metall, 43. Schutzkissen an Schiffen, 44. Laubbaum, 45. Stadt auf Sizilien, 46. Schriftstück, 48. Sinnesorgan, 50. russ.: der Funke, 53. deutscher Chemiker, entdeckte das Anilin im Steinkohlenteer, 56. franz. Physiker und Astronom (1786–1853), 58. Baumschmuck, 60. Dschungelrind, 61. See in Finnland, 63. Festtracht, 65. norwegischer Mathematiker, 67. Unechtes, 69. Amtstracht, 71. hervorrag. sowj. Staatsmann (1875–1946), 73. südwestfranz. Hafenstadt, 74. Wirklichkeitssinn, 76. Kopfschutz, 78. Heidepflanze, 79. Entfernungsmesser, 80. Himmelslicht.

Senkrecht: 2. sowj. Schachgroßmeister, 3. Vegetationsstadium, 4. Waffenfarbe, 5. Stadt in Belgien, 6. nord. Hirschart, 7. isländ. Währung, 8. poln. LKW, 9. Sicherungsgerät für Schiffe, 10. Erdart, 12. Dienstgrad, 13. Zeitmaß, 14. Großmarkt, 15. poln. Lanzenreiter, 17. Erzählung, 18. japan. literar. Gattung, 19. Vorbild, 20. astronom. oder meteorol. Beobachtungsstätte, 23. Hauptstadt Jemens, 24. Insektenfresser, 27. Einheit bei den Luftstreitkräften, 29. Laubbaum, 34. Punkt der Himmelskugel, 35. deutscher Chemiker, Nobelpreis 1918, 36. ital. Filmschauspielerin, 37. geograph. Begriff, 39. Vorratsraum, 40. Papagei, 42. Inselbewohner, 47. deutscher Filmschauspieler, 49. Pelzart, 51. weibl. Vorname, 52. Abwesenheitsnachweis, 54. sowj. Gebirge, 55. Apothekergewicht, 56. Form der sowj. Kollektivwirtschaft, 57. Baumstraße, 59. Hauptstadt der Aserbaidchan. SSR, 60. Stadt in Belgien, 62. Kunstflugfigur, 64. neuartige Lichtquelle, 66. Pelztier, 68. europ. Hauptstadt, 70. Sowjetbürger, 72. Regenbogenhaut des Auges, 73. Pfeifentabak, 75. Stadt in Holland, 77. männl. Vorname.

MAGISCHES QUADRAT

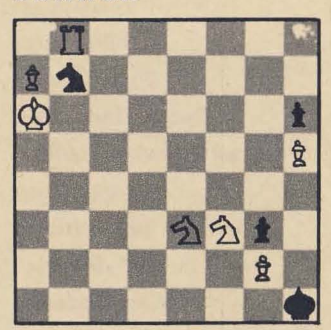
Waagerecht und senkrecht gleiche Begriffe: 1. europ. Hauptstadt, 2. weibl. Vorname, 3. franz. Philosoph und Orientalist, 4. Stadt in Nordpolen, 5. Verwaltungskörperschaft.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				



Die neuen Anfangsbuchstaben ergeben einen Ausspruch des Begründers der Olympischen Spiele moderner Zeitrechnung, Baron de Coubertin.

SCHACH



Matt in vier Zügen.

RÄTSELBAND

Aus den Buchstabenpaaren: AN, AR, AT, EN, ER, ER, ER, ER, FL, GR, IM, IN, KA, KE, KO, KR, LL, MA, ME, NA, NG, OR, PO, PR, SP sind folgende Wörter zu bilden: 1–2 Nordkap der Insel Rügen, 3–4 größter Strom Hinterindiens, 5–6 Säule zum Befestigen der Schiffstaue, 7–8 deutsche Schauspielerin, 9–10 Panzerechse des trop. Mittel- und Südamerika, 11–12 Stadt östl. von Leipzig, 13–14 Wiener Vergnügungspark, 15–16 Vulkanöffnung, 17–18 enger Mitkämpfer E. Thälmanns, 19–20 Keimzellen niederer Pflanzen.
Bei richtiger Lösung ergeben die Mittelfelder ein opt. Gerät zur Erzeugung von parallelen Lichtbündeln.

NEUER ANFANG

Zeller – Aare – Rage – Rangen – Ecker – Rang – Rogen – Rand – Lein – Rist – Taube – Anke – Oran – Dame – Inge – Eiger – Eisen – Geld – Liter – Achse – Lende. Bei jedem dieser Wörter ist der letzte Buchstabe zu streichen, dafür ist ein neuer Buchstabe vor das Wort zu setzen, so daß wieder sinnvolle Begriffe entstehen.

IM VERSTECK

Gesetzvorlage – Freundesland – Faden – Sahara – Lobenstein – Wirsing – Türkei – General – Angeber – Heimweh – Hornisse – Isere.
Jedem dieser Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, aneinandergereiht ergeben sie einen Ausspruch der weltberühmten sowj. Sportlerin Alexandra Tschudina.

ZUM RECHNEN

Eine auf dem Marsch befindliche gegnerische Autokolonne wird von zwei Soldaten beobachtet.
Die Kolonne überfährt eine Brücke, an deren beiden Enden sich je ein Soldat im Gebüsch versteckt hält. Die beiden Soldaten ermitteln die Zeit (t_1), in der die Autokolonne an ihnen vorbeifährt sowie die Zeit (t_2), die die Kolonne benötigt, um die Brücke zu überqueren.
Es soll angenommen werden, daß während der Zeitenermittlung die Geschwindigkeit sowie die Abstände der Fahrzeuge unverändert bleiben.
Die Länge (a) der Brücke sei 40 m.
$t_1 = 16$ Sekunden; $t_2 = 20$ Sekunden.
Wie kann man aus diesen Angaben die Länge der Autokolonne sowie deren Geschwindigkeit erhalten?

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 2/1968

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Rhodopen, 3. Helsinki, 5. Salome, 7. Umber, 9. Gotik, 10. Salut, 11. Scheibe, 12. Karin, 14. Linde, 16. Malaga, 18. Rakete, 19. Gefreiter. – **Senkrecht:** 1. Rhodium, 2. Pensa, 3. Helme, 4. Kinetik, 6. Losung, 8. Bersarin, 9. Gobelin, 12. Kamera, 13. Tula, 15. Degeyter, 16. Mate, 17. Gage.

VERBAUTES: „Viel schießen hilft nicht, man muß auch treffen."

SILBENRÄTSEL: 1. Honved, 2. Instruktion, 3. Ponton, 4. Pistole, 5. Ortung, 6. Kompanie, 7. Richtkreis, 8. Angriff, 9. Tarnung, 10. Effekten, 11. Sanitäter. – „Hippokrates".

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Farad, 4. Polka, 8. Tatra, 12. Tafel, 15. Opal, 16. Ruder, 17. Ente, 18. Chlor, 19. Speer, 20. Logik, 21. Skale, 23. Note, 24. Totem, 25. Mantel, 26. Kies, 29. Bar, 30. Fan, 32. Herz, 34. Minute, 37. Araber, 40. Peru, 42. Arara, 44. Anode, 46. Epos, 49. Leiter, 51. Enkel, 52. Behalm, 54. Ural, 55. Abel, 56. Alaun, 57. Nagel, 58. Reis, 59. Kiwi, 61. Enzian, 64. Kasan, 66. Aspekt, 69. Erna, 72. Ostia, 74. Trial, 76. Arie, 77. Kanone, 80. Verdun, 81. Kura, 83. Nis, 85. Ale, 87. Newa, 90. Oberek, 93. Lehre, 94. Perl, 96. Soman, 97. Radar, 98. Osten, 99. Anapa, 100. Neon, 101. Wonne, 102. Lamm, 103. Ornis, 104. Nugat, 105. Erkel, 106. Andre. – **Senkrecht:** 1. Fucik, 2. Rolle, 3. Dorn, 4. Pasteur, 5. Olpe, 6. Kreta, 7. Aurora, 8. Telefon, 9. Aroma, 10. Reim, 11. Ankara, 12. Test, 13. Fiale, 14. Lienz, 22. Kehre, 27. Idee, 28. Smut, 29. Bern, 31. Nadel, 33. Rho, 35. Narr, 36. Tael, 38. Reh, 39. Bai, 40. Planke, 41. Ringen, 43. Akzent, 44. Alaska, 45. Oberst, 47. Prater, 48. Sonate, 50. Eule, 53. Mals, 58. Rasen, 59. Knie, 60. Wald, 62. non, 63. Ion, 65. Arve, 67. Pann, 68. Kiew, 70. Rau, 71. Akaba, 73. Inserat, 75. Arsenal, 78. Oleron, 79. Marone, 81. Kasko, 82. Roman, 84. Ilawa, 86. Leser, 88. Ewald, 89. Agave, 91. Enns, 92. Kanu, 94. Pele, 95. Lama.

ZUM RECHNEN: Die Anzahl der Zähne eines Zahnrads wird mit x bzw. y bezeichnet.
Es ist dann

$$\frac{x}{y} = \frac{1}{3}$$

$$\frac{x + 8}{y + 8} = \frac{6}{14}$$

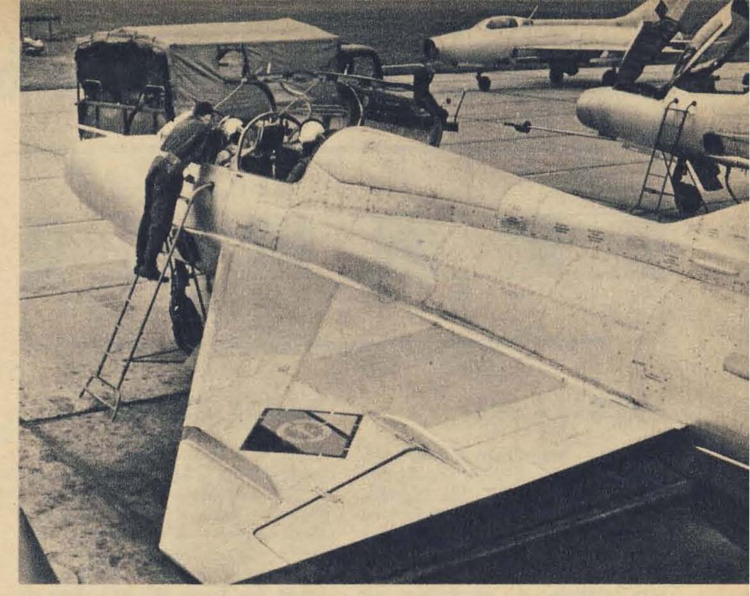
daraus folgt nach Umformung

$\underline{x = 16 \text{ Zähne}}$

$\underline{y = 48 \text{ Zähne}}$

SCHACH: 1. Kd5 Sc3†; 2. Sc3:†Kb2:; 3. Tb6† und matt auf b3 oder b1.

„Fliegen ist nicht nur ein Erlebnis" hieß unsere Bildreportage im Heft 6/67. Wir zeigten darin, wie Offiziersschüler Strahlflugzeuge fliegen lernen. Gunter Harzbecher, den wir damals vorstellten, ist inzwischen von der Schulmaschine L-29 „Delphin" auf ein modernes MiG-Jagdflugzeug umgestiegen. Er erwirbt sich die Fähigkeiten, die er als Jagdflieger für den erfolgreichen Schutz des Luftraumes unserer Republik benötigt.



Letzte Vorbereitungen zum Start. Der Flugzeugwart hilft. Schon ist der Anlaßwagen da. Bald wird das Triebwerk aufheulen.



Offiziersschüler Harzbecher quittiert die Übernahme seines Flugzeuges.

Soeben ist ein Flugzeugpaar zur Startlinie gerollt. Das röhrende Orgeln der Triebwerke hallt über den Platz. Noch weit hinter den Maschinen biegen sich im fauchenden heißen Abgasstrahl Gras und Sträucher wie im Sturme. Die Silbervögel mit den eng am Rumpf anliegenden Dreieckflügeln zittern und beben. Tief neigen sie ihren Bug nach vorne wie ein Panther seinen Kopf vor dem Sprung. Nur die Bremsen halten die Flugzeuge fest.

Den Hermetikhelm geschlossen, sitzt Offiziersschüler Gunter Harzbecher in der Kabine der „721". Prüfend streift sein Blick über die Geräte. Alles normal. Über Funk meldet er dem Paarführer die Startbereitschaft.

„Start!" vernimmt er die Stimme des Flugleiters im Kopfhörer.

Gunter Harzbecher schiebt den Gashebel nach vorne und nimmt den Bremsdruck weg. Gleichzeitig mit der „312" beginnt seine MiG zu rollen. Mit rasch wachsender Geschwindigkeit jagt sie auf der Betonpiste dahin. Die starke Beschleunigung preßt den Piloten in die Rückenlehne. Seine Hand hält ruhig den Steuerknüppel. Der Blick ist auf das führende Flugzeug vor ihm gerichtet. Schon hebt die Maschine vom Boden ab, schwebt frei, steigt mit maximaler Triebwerksleistung schräg gen Himmel. Bei etwa 200 Meter Höhe leiten die beiden Piloten eine Rechtskurve ein, gehen auf Kurs.

„Ihr Kurs 320, Höhe 065, Geschwindigkeit 950 . . ."

In rascher Folge kommen vom Gefechtsstand Zahlen und Werte, nach denen sie fliegen.

Wie voriges Jahr auf der L-29, so gehört Gunter Harzbecher auch auf der MiG zu den Besten des Lehrganges. Davon zeugt seine Durchschnittsnote von 1,86 in der fliegerischen Ausbildung. Die Uniform des gelernten Maschinenschlossers aus dem Lauchhammerwerk ziert inzwischen ein zweites Bestenabzeichen. Und die Fluggruppe von Oberleutnant Felix Gruhl, der er angehört, wurde vom Chef der Luftstreitkräfte / Luftverteidigung mit dem Leistungsabzeichen der Nationalen Volksarmee geehrt.

Wie sich die Offiziersschüler auf das schnelle Jagdflugzeug umgestellt haben? Bereits bei der theoretischen Umschulung hatten sie die neuen Flugbedingungen kennengelernt: Höhere Geschwindig-

„Ich greife an!"

Text: Oberstleutnant Rolf Dressel
Foto: Major Horst Zühlsdorf

keit, schnellere Beschleunigung, bessere Steigleistung, größere Wirksamkeit der Ruderausschläge beim Flug im Überschallbereich. Doch die Praxis ist noch immer der beste Lehrmeister.
Die ersten Flüge auf der MiG waren genau genommen Mitflüge. Der Lehrer flog, und die Schüler studierten seine Steuertechnik. Erst nach und nach ließ er sie einzelne Tätigkeiten selbständig ausführen. Über ihre ersten Eindrücke schrieben sie Aufsätze. Oberleutnant Tropschuh, der Staffelkommandeur, ließ uns hineinsehen. ▶

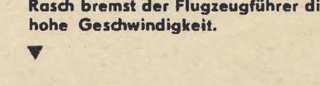
In der hermetisch abgedichteten Kabine ist der Flugzeugführer nur noch über Funk mit der Außenwelt verbunden.



„Die MiG erfordert höhere Kenntnisse und größere Anstrengungen", schrieb Offiziersschüler Hermann Böttger. „Eine oberflächliche Bodenvorbereitung kann bei dieser modernen Technik nicht zum Erfolg führen."
Offiziersschüler Reinhard Engler bekannte: „Schwierigkeiten hatte ich mit den Ruderausschlägen, die zu groß waren. Mit dem Gas habe ich zu ruckartig gearbeitet. Schwer ist es, die Tätigkeiten von der dritten Kurve ab bis zur Landung schnell und präzise durchzuführen. Über dem Fernfunkfeuer bzw. Nahfunkfeuer alle Geräte mit einem Blick zu erfassen und die anliegenden Werte zu kontrollieren ist mir ebenfalls noch nicht gelungen."
Während seines Fluges erkannte Offiziersschüler Gunter Harzbecher stets die Bewegungen des Flugzeuges. „Lediglich die letzte Etappe des Landeanfluges erfolgte schneller als erwartet. Besonders beeindruckte mich die Wirksamkeit der Ruder und die hohe Geschwindigkeit. Das bestätigte mir, daß es auf der MiG unbedingt notwendig ist, sich vorher alle Abschnitte des Fluges vollkommen klarzumachen und zu durchdenken."
Den ersten Flügen folgten weitere. Die Schüler bekamen mit der Zeit ein völlig neues Fluggefühl. Ihr Können wuchs, ihre Sicherheit über die Maschine. Es erfüllte sie mit Stolz, wenn sie wieder etwas hinzugelernt hatten. Oft stiegen sie schweißgebadet aus der Kabine. Doch schon mit dem 29. Start flogen sich Bött-

▲ **Ein „Schuß" mit dem Foto-MG. Mit der ganzen Maschine visiert der Pilot sein Ziel an.**

Rechts oben: Meistens zieht man sich selbst an, beim Druckanzug ist jedoch Hilfe nötig.



Landung nach erfüllter Aufgabe. Rasch bremst der Flugzeugführer die hohe Geschwindigkeit. ▼



ger und Harzbecher frei, mit dem 35. dann auch Engler.

Inzwischen stehen mehr als neunzig Starts in ihren Flugbüchern. Was meinen sie jetzt?

„Am Anfang sah keiner gleich richtig durch", gesteht Gunter Harzbecher. „Das stärkere Triebwerk, das höhere Tempo, da muß man alle Tätigkeiten in der Luft weit schneller und exakter ausführen als auf der L-29. Aber ohne Schweiß kein Preis! Mit der Zeit kamen wir dahinter. Heute gibt es zwischen uns in der fliegerischen Ausbildung kaum Unterschiede."

Dennoch verpatzte Genosse Harzbecher vor ein paar Tagen eine Landung. Warum?

„Ich hatte zu wenig Geschwindigkeit, brauchte also den Bremsfallschirm nicht auszufahren. Ich mußte die Landung wiederholen, und es klappte dann. Vorher war ich einige Zeit nicht geflogen, fast sechs Wochen; mieses Wetter teils; oder ich war nicht eingeplant. Nach solch einer langen Flugpause schleichen sich dann Fehler ein, Ungenauigkeiten."

Ungenauigkeiten kann und darf sich Gunter Harzbecher auch heute nicht leisten. Er ist zu einer seiner ersten Schießaufgaben mit der MiG gestartet: Fliegen von typischen Angriffen auf ein Luftziel. Er will sie mindestens ebenso gut erfüllen wie die mit der L-29.

Mit hohem Tempo jagen die beiden Maschinen am Himmel dahin. Nach wenigen Minuten löst sich Harzbechers „721" von der Führermaschine und nimmt die Ausgangsposition ein. Den richtigen Aufbau des Angriffsmanövers hatte er sich gründlich eingeprägt.



Waffenanlage eingeschaltet, die anliegenden Werte stimmen.

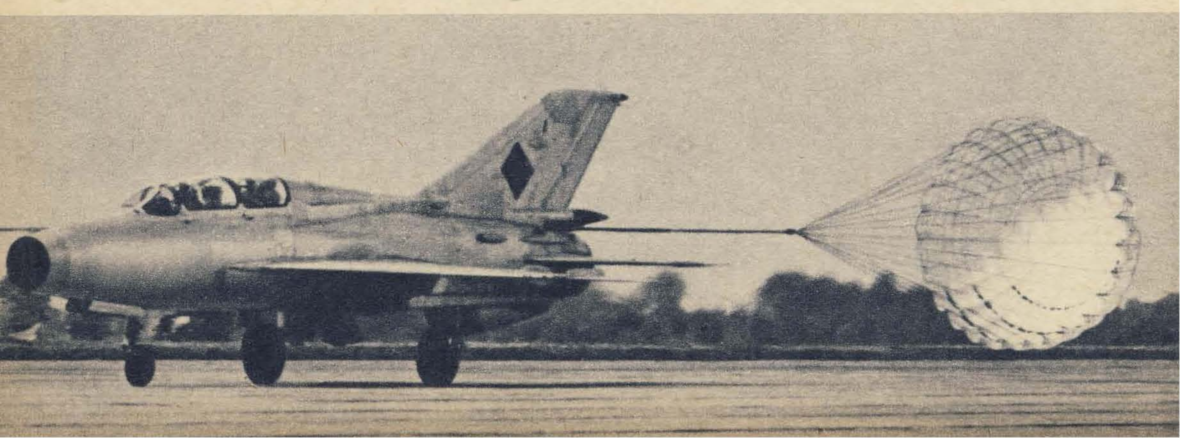
„312! Ich greife an!"

Gunter Harzbecher beschleunigt die Geschwindigkeit, kurvt auf das Zielflugzeug ein. Während er die Schräglage wechselt, legt er den Bügel zum Betätigen des Kampfknopfes herum. Nun hat er das Ziel genau vor sich. Das Funkmeßvisier hat es aufgefaßt. Die Entfernung schmilzt zusammen. Die Umrisse des Zieles liegen genau im Visierkreis. Harzbecher preßt die Lippen aufeinander. Sein Zeigefinger drückt sachte den Kampfknopf . . .

Kein Schuß löst sich. Statt dessen tritt das Foto-MG in Tätigkeit. Auf dem Film hält es unbestechlich fest, wie das Ziel im Moment des Schusses im Visierkreis liegt.

Genosse Harzbecher kurvt ab, setzt erneut zum Angriff an. Nachdem er seine Angriffsserie geflogen hat, kehren die beiden Flugzeuge zum Platz zurück.

„Wie war's?" empfangen Hermann Böttger und Reinhard Engler ihren Kameraden. ▶



Flugvorbereitung. Oberleutnant Gruhl (2. v. l.) spricht mit seinen Schülern bis in jede Einzelheit alle Flugphasen durch.



„Es müßte geklappt haben. Aber – abwarten!"
Gunter Harzbecher zuckt mit den Schultern.
Eine knappe Stunde später schätzt Oberleutnant Gruhl das Schießen ein.
„Gut geschossen, Genosse Harzbecher! Sie haben zwei Wertungsfeuer! Hier, sehen Sie . . "
Der Fluglehrer wertet gleich einige Mängel aus. Einmal lag der Zentralpunkt nicht genau auf dem Ziel, dann hatte Harzbecher die höchstzulässige Schußentfernung etwas überschritten. Engler und Böttger spitzen die Ohren . . .
Die Fluggruppe Gruhl erreicht bei ihren ersten Schießaufgaben auf der MiG gute Ergebnisse. Die Jagdflieger in spe lernen, den Luftraum unserer Republik zuverlässig zu schützen.

Bevor Offiziersschüler Engler in die Kabine steigt, überzeugt er sich vom einwandfreien Zustand der wichtigsten Aggregate.

Maximale Schußentfernung? Vor Flugbeginn überprüft der Lehrer noch einmal die Kenntnisse der Genossen Engler, Böttger und Harzbecher (v. r. n. l.).







HEFT 3
MÄRZ 1968
PREIS 1 MARK

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiří Blecha, Prag; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 5. Januar 1968

Fotos: Walzel (1) Titel; Gebauer (15) S. 3, 7, 8, 48, 49, 50, 51, 52, Rücktitel; Bersch (1) S. 13; Zentralbild (5) S. 14, 15, 28, 79; APN (4) S. 16, 17, 18, 19; MBD (1) S. 20; Sergejew (1) S. 20; Archiv (11) S. 21, 22, 32, 76, 77; Kronfeld (1) S. 23; Garkawago (1) S. 33; Nitsche (1) S. 41; Klemm (1) S. 43; Watin (1) S. 44; Behrenbruch (1) S. 45; TASS (2) S. 54, 55; Gamski (6) S. 56, 57, 58, 59; Museum für deutsche Geschichte (3) S. 60, 62, 63; MBD/Fröbus (5) S. 65, 66, 67, 69; Deutscher Fernsehfunk (1) S. 68; Nasierowska (1) S. 70; MBD/Zühlsdorf (15) S. 88, 89, 90, 91, 92, 93. Das Foto auf Seite 70 zeigt die polnische Schauspielerin Irena Karel.

„Sagt mal, wie zielt Ihr eigentlich?" fragte eines Tages Brigitte Lüdtke mitten im Training. Diese Frage wäre nicht verwunderlich gewesen, wenn sie ein Anfänger gestellt hätte. Aber Brigitte war im Schießsport nicht neu. Sie gehörte bereits zwei Jahre einer Frauenmannschaft an, hatte an Wettkämpfen und den Meisterschaften der Volksmarine teilgenommen. Ihre Ergebnisse waren allerdings meist recht mager. Trainiert hatte sie jedoch genauso fleißig wie andere auch, nur – falsch gezielt.
Inzwischen wurde Brigitte Lüdtke, die im Kommando der Volksmarine als Sekretärin arbeitet, nicht nur dem Dienstgrad nach Meister, sondern auch mehrere Male „Meister der Volksmarine" im Sportschießen. Zwei Einzel- und



STAR-Palette

fünf Mannschaftstitel stehen ihr zu Buche. Eine Silber- und zwei Bronzemedaillen ergänzen ihren Medaillenbestand.
Brigitte erwarb sich schon in ihrer Schulzeit sportlichen Ruhm. Ihre erste Urkunde empfing sie am 1. März 1955 in Wismar als „Schulmeister" im Geräteturnen. Später holte sie sich als Akrobatin einer Zweier-Mädchengruppe zweimal den Bezirksmeister, und an ihrem 14. Geburtstag war der 4. Platz bei den Finalkämpfen der DDR ein schönes Geschenk.
1960 übersiedelte Brigitte nach Rostock und arbeitete zunächst als Zivilbeschäftigte bei der Volksmarine. Eines Tages, es war im Jahre 1961, tauchte sie auf dem Schießstand ihrer Dienststelle auf. Der erste Versuch war wenig verheißungsvoll. Doch Brigitte warf die Flinte nicht ins Korn und allmählich lohnte es sich, die Ringe zusammenzuzählen.
Brigitte Lüdtke ist beileibe kein Naturtalent. Das Training hat viel Mühe und oft auch Überwindung gekostet. Bei den vorjährigen Meisterschaften der Volksmarine erfüllte sie mit 550 Ringen bei 60 Schuß liegend die Bedingungen für die Sportleistungsklasse II.
Auf die Frage, was denn das Gute am Schießsport sei, antwortet sie: „Man lernt sich beherrschen und konzentrieren. Meine Empfehlung für alle jungen Soldaten: niemals beim Abdrücken die Augen schließen."

Sonja Braune



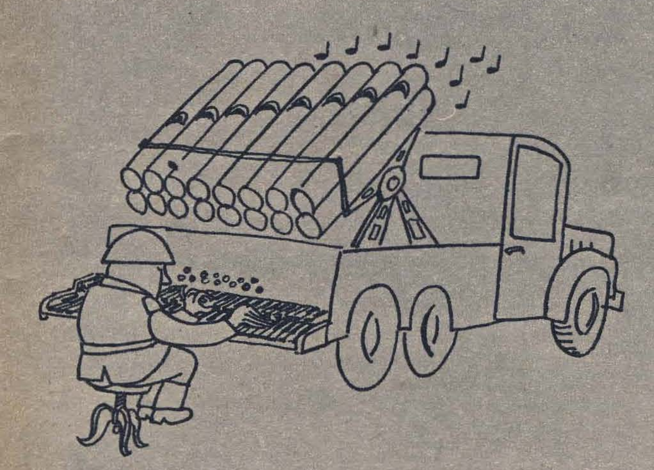


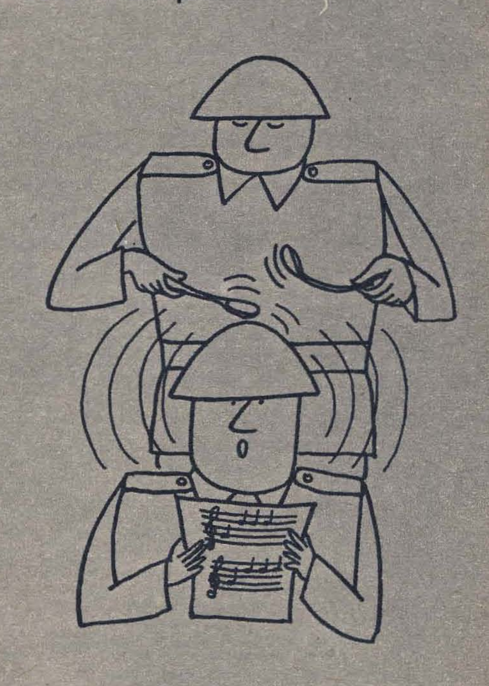
Kleine Hausmusik

Von Paul Klimpke



„Ach, Sie spielen wunderschön!"





31 036

